

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 149 (1981)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

38/1981 149. Jahr 17. September

Das «grosse Welttheater» – ein Blick hinter die Kulissen 545

Von der versorgten zur engagierten Gemeinde Gedanken zur Seelsorge in den achtziger Jahren von Josef Bommer 546

Religion im Spannungsfeld zwischen Staat und Kirche Von Markus Kaiser 549

Lebendige Gemeinde – ohne Erwachsenenbildung? Ein Beitrag von Constantin Gyr 550

Gesamtschweizerische Aufgaben 552

Die deutschsprachige Abteilung der Theologischen Fakultät Freiburg Hermann-Josef Venetz 553

Neutronenbombe – Mittel der Unmenschlichkeit 555

Christentum im Wandel von Staat und Gesellschaft 555

Berichte 556

Amtlicher Teil 557

Schweizer Heilige
Mauritius und Gefährten



Das «grosse Welttheater» – ein Blick hinter die Kulissen

Auf einer riesigen Bühne, der grössten bis heute bekannten, sind Millionen von Schauspielern am «grossen Welttheater» beteiligt. Die Rollen, von den Hauptdarstellern bis zu den Statisten, werden periodisch neu vergeben. Die Darstellung der eigenen Rolle wird jeweils in eigener Verantwortung übernommen. Seit geraumer Zeit ist zu beobachten, dass das Zusammenspiel nicht mehr so recht klappen will. Viele Schauspieler haben Mühe mit ihrer Rolle; viele stehen unter dem Eindruck, das Spiel laufe ohne Regie und ohne Regisseur ab. Das Verständnis für den Sinn des Stückes scheint immer mehr abzunehmen. Deshalb geben immer mehr gewisse Gruppen zusammen mit einigen Hauptdarstellern den Ton an. Sie möchten das Spiel in eigener Regie aufführen. Ihre Regieanweisungen nennen sie je nachdem Interessen oder Sachzwänge. Natürlich geraten andere Schauspieler zwischen diese Interessengruppen. Sie werden eingeengt und fürchten, bald nicht mehr genügend Platz für ihr eigenes Spiel zu haben. Viele haben Angst, andere haben schon resigniert.

Nun ist zu beobachten, dass es auch Spieler gibt, welche – ohne einer starken Gruppe anzugehören – angesichts von Angst und Resignation ziemlich gelassen weiterspielen. Sie spielen nach einer Regieanweisung, welche sie «gelebte Liebe» nennen. Sie stammt direkt vom Regisseur. Alle Spieler, welche den Regisseur kennen und nach seinem Grundsatz der gelebten Liebe spielen, nennen sich Christen. Dieser Grundsatz führt allerdings zu einem gefährlichen Spiel. Verschiedene Interessengruppen, welche mit dem Regisseur nicht einverstanden waren, haben ihn getötet; sie fanden das Prinzip Liebe zu revolutionär. Doch ihre Rechnung ging nicht auf, ihr politischer Mord schlug fehl. Der Totgeglaubte ist nach drei Tagen wieder unter die Lebendigen zurückgekehrt. Gewalt und Macht haben nicht das letzte Wort.

Diese Christen bilden auf gewissen Teilen der Bühne die Mehrheit der Darsteller. Sie bilden dann eine Art loser Gruppe. Es seien deshalb einige Bemerkungen zu ihrer Weise der Darstellung gemacht. – Einmal in der Woche unterbrechen sie ihr gewohntes Spiel für einen ganzen Tag. Sie versammeln sich zu einer Feier. Sie reden mit dem Regisseur und freuen sich, in aller Ruhe mit ihm zusammenkommen zu dürfen. Er lädt sie dann jeweils zu einer Mahlzeit ein, dem sogenannten Abendmahl. Es ist eigentlich eine Erinnerungsmahlzeit an sein letztes Essen mit ihnen, bevor er umgebracht wurde. Sie essen Brot und trinken Wein; das waren früher Grundnahrungsmittel. Diese stehen in Zusammenhang mit einem Satz, den er einmal sagte: Ich bin das Brot des Lebens. Es ist schwierig, diesen Satz eindeutig zu verstehen. Viele Christen verstehen ihn so, dass ein sinnvolles Spiel nicht nur auf einem Grundbedürfnis Nahrung, sondern auch und besonders auf einem Grundbedürfnis Regie und Regisseur beruht.

Vor dem Essen brechen und verteilen sie ein Brot. Alle bekommen einen Teil des Brotes, damit alle Anteil haben am Brot des Lebens. Solches Teilen nennen die Christen in anderem Zusammenhang auch Brüderlichkeit oder Solidarität. Das Wichtigste daran ist, dass keiner das ganze Brot für sich beansprucht, weil er weiss, dass er damit die Regie durchkreuzte und das sinnvolle Spiel verunmöglichte. Der Tod des Regisseurs hat ihnen gezeigt, dass die Sicherung und Beanspruchung von Eigen- oder Gruppeninteressen mörderische Folgen haben kann.

Das Brechen des Brotes des Lebens ruft ihnen auch ihren eigenen Tod in Erinnerung; sie leben ja nicht unendlich lang. Sie akzeptieren ihn und damit auch jede Altersstufe; sie haben es nicht nötig, die Jugendlichkeit zu vergöttern. Sie verdrängen den Tod nicht dadurch, dass sie sich ehrgeizige Denkmäler setzen. Die Nähe der Christen zum Regisseur gibt ihnen Distanz zu allen Ersatz-Regiegrundsätzen. Sie sind frei, im Spiel von der Liebe die wahren Grundsätze des Regisseurs zur Geltung zu bringen. Er ermutigt sie immer wieder dazu. Die Freude über diese Freiheit möchten sie weitergeben. Auch dazu ermuntert sie der Regisseur. Sie erzählen deshalb allen, was sie von den richtigen Regiegrundsätzen und was sie vom Regisseur erfahren haben: Denjenigen, welche den Sinn der Regie in der Herrschaft über die anderen suchen; denjenigen, welche auf Kosten der anderen zuviel des Nahrungsmittels Brot essen; denjenigen, welche alles besitzen und nach ihren Vorstellungen gestalten möchten, dabei aber daran sind, die Bühne zu zerstören; denjenigen, welche nach Brot schreien und Sehnsucht nach dem Sinn des Stückes haben.

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz

Pastoral

Von der versorgten zur engagierten Gemeinde

Das *Problem*, von dem ich ausgehen möchte, ist klar und bedrückend zugleich: Es geht um die ernste Frage, wie unsere Pfarreien in den achtziger Jahren weiterhin ihre Aufgabe im Dienst an den Menschen erfüllen sollen und können, wie Seelsorge geschehen kann und soll, wenn die Zahl der Priester und der Seelsorger immer mehr zurückgeht.

Der *Priestermangel* ist beängstigend. Eine Trendwende ist nicht in Sicht und wohl auch realistisch in absehbarer Zukunft nicht zu erwarten. Zudem könnte uns auch eine deutliche Zunahme der Priesterweihen nicht zu einer raschen Besserung der Situation verhelfen. Zulange schon währt nun die ausgesprochene Mangelsituation. Wir werden so oder so in einen Engpass hineingeraten. Nach der Personalprognose des Bistums Basel ist damit zu rechnen, dass bis zum Jahre 1992 nur noch gut die Hälfte der zurzeit in der Seelsorge tätigen Priester im Amte sein werden. Die grossen Jahrgänge der dreissiger und der vierziger Jahre gehen dem Pensionierungsalter entgegen.

Neben dem Priestermangel gibt es aber

auch einen ausgesprochenen *Seelsorgermangel*. Auch die Zahl der Laientheologen ist nicht ausreichend, um alle Lücken zu füllen und die bestehenden Bedürfnisse abzudecken. Von den recht zahlreichen Theologiestudenten und Theologiestudentinnen treten lange nicht mehr alle in den kirchlichen Dienst. Ein Phänomen zeichnet sich ab, das es früher kaum gab: Man studiert Theologie ohne die Absicht, sich als Priester oder Laientheologe in den kirchlichen Dienst zu stellen.

Es stellt sich die Frage ...

Wie ist der Situation zu begegnen? Wie soll auch in den achtziger Jahren die Seelsorge sichergestellt werden? Was muss geschehen, dass unsere Pfarreien nicht sterben?

Man kann diese Frage von *zwei Seiten* angehen: von der Seite *des Amtes* her und von der Seite *der Gemeinde* her.

... vom Amt her ...

Wird unser Problem von der Seite des kirchlichen *Amtes her* angegangen, so werden etwa die folgenden Lösungsmöglichkeiten in Vorschlag gebracht:

– Man verstärkt die Bemühungen um *Priester- und Ordensberufe* im traditionellen Sinn. Man ruft zum Gebet auf. Feiert Sonntage der geistlichen Berufe. Verschickt entsprechendes Propagandamaterial. Schafft Arbeitsstellen für entsprechende Aktionen und Initiativen. Ermög-

licht durch einen dritten Bildungsweg weiteren Kreisen das Theologiestudium. Die Erfolge dieser durchaus löblichen Bemühungen sind bis jetzt bescheiden und haben nicht zu einem Zuwachs an Priesterberufen in grösserem Ausmass geführt.

– Man plädiert für eine Änderung der Zulassungsbestimmungen zum Priestertum. Man möchte über die «viri probati», über die Weihe bewährter, verheirateter Männer zu einer *Aufhebung des Zölibats* kommen. Solche Bemühungen würden sicherlich die Situation verändern, eine Verbesserung der Personalsituation bringen, freilich auch manche neue Probleme schaffen. Von kirchenamtlicher Seite will man im Augenblick von dieser Lösung nichts wissen.

– Das gleiche gilt von der dritten Lösungsmöglichkeit, von der Frage der *Amtsfähigkeit der Frau*, von der Ordination der Frau. Frauen haben im Pfarramt nichts zu suchen. Die Priesterweihe ist ihnen aus wenig überzeugenden Gründen verwehrt.

– Viele Hoffnungen setzt man auf eine weitere Lösung: auf das Institut der *Laientheologen* oder allgemeiner auf den Einbezug von Laien als hauptamtliche Mitarbeiter. Man redet dann von einer Auffächerung der kirchlichen Dienste, von einer neuen Vielfalt dieser Dienste, man schafft Laiendienste in der Kirche. Es handelt sich um jenes Phänomen, das gerade in unseren deutschsprachigen Bistümern schon weit vorangeschritten ist: Laientheologen und -theologinnen, Katechetinnen, Katechetinnen, Seelsorgehelferinnen usw.

– All diesen oft recht pragmatischen Lösungsversuchen gehen dann entsprechende *theologische Bemühungen* zur Seite nach einem *neuen, erweiterten Amtsverständnis* in der Kirche. Man redet dann von der Flexibilität des Amtes nach dem NT und von der legitimen Möglichkeit, die amtlichen Strukturen der Kirche freier zu gestalten und auch nach den Notwendigkeiten der Zeit zu verändern.

Das ist die *eine* Linie, die mehr amtliche. Man sucht nach Lösungen im Bereich der Amtsträger, man versucht im Personalsektor selber anzusetzen, und die Bemühungen laufen alle in der Richtung, mehr Seelsorger zu gewinnen, die unsere Gemeinden betreuen und versorgen. Die gute *finanzielle Lage*, in der sich unsere Kirchengemeinden hierzulande in der Regel befinden, ermöglicht Lösungen, die sich ärmere Kirchen etwa in Frankreich oder Italien gar nicht leisten können. Nur eine reiche Kirche hat solche Ausweichmöglichkeiten.

... und von der Gemeinde her

Man kann aber das ganze Problem auch von einer anderen Seite her angehen, und

das soll hier ausführlicher versucht werden. Nicht sosehr von oben, vom Amt her, sondern von unten, von *der Gemeinde her*. Man ruft dann nicht sosehr nach einer *Ämterreform*, sondern nach einer *Gemeindeform*¹. Und in diesem Zusammenhang, wo also eine Erneuerung der Seelsorge nicht primär beim Amt und bei der Hierarchie, sondern bei der Pfarrei selber und damit an der Basis ansetzt, da kommt dann auch der Begriff «Gemeinde» ins Spiel und ersetzt den uns eigentlich geläufigeren Begriff der «Pfarrei».

Die Pfarrei steht dann für das alte, vorkonziliare, stark von einem hierarchischen Amt geprägte Kirchenbild, die Gemeinde meint dann das neue, nachkonziliare Bild einer Kirche, die sich mehr von der Basis her, nicht sosehr hierarchisch, sondern demokratisch oder besser brüderlich, schwesterlich versteht.

Dieses Anliegen wird dann etwa in folgenden Kurzformeln deutlich (es sind dies auch meistens Buchtitel, Bücher, die dann dieses Anliegen vertreten): von der Pfarrei zur Gemeinde (wie wird eine Pfarrei zur Gemeinde u.ä.) – von der versorgten zur engagierten Gemeinde – von der statischen zur dynamischen Gemeinde – von der struktur-orientierten zur prozess-orientierten Gemeinde.

Das Grundanliegen ist in solchen ähnlichen programmatischen Formulierungen deutlich: Die Gemeinde soll und darf nicht länger einfach *Objekt*, Gegenstand seelsorglicher Betreuung sein, die Gemeinde muss lernen, sich als *Subjekt* ihres eigenen Lebens und Wirkens zu verstehen. Eine klerikerzentrierte Versorgungspastoral, wo alles und jedes von oben, vom Pfarrer und seinen Mitarbeitern erwartet wird, muss abgelöst werden durch ein Gemeindekonzept, bei dem die Gemeinde ihre Angelegenheiten weitgehend selber in die Hand nimmt und selber besorgt. Und es ist die Meinung aller aufgeschlossenen Gemeindeforscher, dass es im NT und in den dort beschriebenen Gemeinden eigentlich auch so war. Die Kirche von oben wird so abgelöst durch eine Kirche von unten. Man redet dann heute gerne von Basiskirche, und in dieser Richtung laufen auch fast alle neuen *Gemeindemodelle*, die dann in diesem Kontext vorgestellt werden oder sich selber vorstellen.

Um zu zeigen, wie dieser Prozess verläuft, möchte ich drei mögliche Typologien von Pfarrei kurz beschreiben, drei Möglichkeiten, wie sich eine Pfarrei versteht oder auch in der Vergangenheit verstanden hat und sich vielleicht in der Zukunft verstehen will. Es geht mir also um ein *dreifaches Selbstverständnis von Pfarrei*. Ich vereinfache und idealisiere. In der Wirklich-

«Laborem exercens – Durch Arbeit

muss sich der Mensch sein tägliches Brot besorgen...» So beginnt die dritte Enzyklika Papst Johannes Pauls II., die er auf den neunzigsten Jahrestag der Enzyklika Rerum Novarum vorbereitet hatte, aber erst nach seinem Spitalaufenthalt verabschieden konnte. Sie trägt das Datum des 14. September – Fest der Kreuzerhöhung – und wurde am 15. September veröffentlicht. Weil der umfangreiche Text uns erst bei Redaktionsschluss erreichte, können wir ihn erst in der nächsten Ausgabe doku-

mentieren. Wie üblich werden wir davon eine erhöhte Auflage herstellen, so dass wir sie auch zu den üblichen Sonderpreisen anbieten können: 10 Exemplare Fr. 10.–, 50 Exemplare Fr. 45.–, 100 Exemplare Fr. 80.– (jeweils zuzüglich Porto). Diese Enzyklika empfiehlt sich namentlich als Text im Rahmen der sozialen Bildung, versucht sie doch mit ihren Erwägungen, «all das hervorzuheben, was unerlässlich für die Überlegung erschien, dass sich durch die Arbeit unter den «Früchten unseres Fleisses» vor allem «die Güter der menschlichen Würde, der brüderlichen Gemeinschaft und der Freiheit» mehren sollen».

keit wird es immer Mischformen geben. Unsere Überlegungen bewegen sich sowohl auf der theologischen wie auch auf der soziologischen Ebene, denn Pfarrei ist immer zugleich theologische Wirklichkeit und empirisches Sozialsystem.

1. Ein erstes wäre die Pfarrei als Verwaltungseinheit

Die Pfarrgemeinde versteht sich hier als die kleinste kirchliche Verwaltungseinheit. Sie ist Agentur und Filiale der grossen Weltkirche. Die einzelne Kirchgemeinde sieht sich selber am unteren Ende eines Strukturgefüges, in dem es weiter oben die Bistumsleitung gibt und schliesslich an der Spitze der *Pyramide* Rom und den Papst. Die Weltkirche, die Gesamtkirche hat hier Vorrang. Sie steht vor allem und immer wieder beherrschend im Bewusstsein. Die einzelne Gemeinde wird so vor allem unter dem Aspekt ihrer Zugehörigkeit zur Gesamtkirche betrachtet. Diese Gesamtkirche wird dann einerseits als machtvolle und bergende Weltkirche erlebt, andererseits durchaus analog zu bürokratischen Grossorganisationen vorgestellt.

Hier wird vor allem *verwaltet*. Materie und geistlich. Es geht vor allem darum, von oben vorgegebene Ziele und Aufgaben zu verwirklichen, sei es in der möglichst unverfälschten Weitergabe der richtigen Lehre, sei es in der Einschärfung und Kontrolle von einzuhaltenden Regeln, Geboten und Normen, sei es in konkreten Aufgaben der Diakonie. Das durchschnittliche Gemeindeglied versteht sich im Prinzip als «Endverbraucher» einer religiösen Versorgungsorganisation.

Es wird Messe gelesen, je häufiger desto besser, und zwar zu allen immer nur möglichen Zeiten. Ein für die Verbraucher gut angepasstes Messangebot hat zentrale Bedeutung. Es werden Sakramente gespendet, und das tun vor allem einmal die Vertreter der Amtskirche. Der Pfarrer versteht

sich vor allem und zuerst als Vertreter der Amtskirche. Er vertritt die Interessen des Bischofs und des Papstes. Er hat primär dafür zu sorgen, dass die von oben kommenden Anweisungen gut und korrekt befolgt werden. Es wird von oben nach unten regiert. Es werden vor allem und immer wieder kirchliche Weisungen beachtet und durchgeführt. Alle wichtigen Entscheidungen liegen beim Pfarrer, der sich seinen Vorgesetzten mehr verpflichtet weiss als seiner Gemeinde. Basisinitiative und Mitverantwortung durch die Gemeinde ist nicht erwünscht und wird auch klug verhindert.

Eine solche Pfarrei setzt sich zusammen aus vielen Einzelnen, sie ist die *Summe erlösungsbedürftiger Seelen*. Die einzelnen Gemeindeglieder sind viel eher individuell als sozial motiviert. «Rette deine Seele» ist oberstes Prinzip. Der Pfarrer muss alles dran setzen, seine Schäfchen in den Himmel zu bringen. Ein individuelles Konsumentenverhalten sowie eine passive Rollendefinition sind für eine solche Gemeinde typisch. Sei gehorsam und gesetzmässig, dann kann dir nichts passieren. Praktizieren im Sinn von Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang ist dann oberstes Leitmotiv. Kritische Mitarbeit ist nicht gefragt, ein Pfarreirat ungern zugelassen. Wenn er trotzdem vorhanden ist, entartet er zum reinen Beratungsorgan des Pfarrers, der es nicht lassen kann, immer wieder zu betonen, dass der Pfarreirat keine rechtlichen Kompetenzen habe, dass er an die Vorschläge des Pfarreirates natürlich nicht gebunden sei, dass er in jedem Fall den Bischof zu fragen habe usw.

¹ *Literatur* zu unserem Thema findet sich vor allem in dem Sammelband: *Gemeindepraxis. Analysen und Aufgaben*. Herausgegeben von Norbert Greinacher, Norbert Mette, Wilhelm Möhler, Kaiser/Grünwald, München/Mainz 1979. Dort vor allem: Hermann Steinkamp, *Gemeindestrukturen und Gemeindeprozess. Versuch einer Typologie*, S. 77–89.

Der Hirt hütet seine Schafe. Das biblische Bild von Hirt und Herde wird da dann besonders gern beschworen. Schafe sind ja fügsam und lassen sich unter Umständen auch scheren. Die Hauptnorm heisst hier: vor allem *bereitwillig gehorchen*. Gehorsam und Demut stehen ganz hoch im Kurs. Wir haben hier klar und übersichtlich das *hierarchische Strukturmuster*, die Pyramide. Es gibt ein klares, übersichtliches Oben und Unten. Der Pfarrer steht seiner Gemeinde gegenüber. Er ist ihr Vater. Es gibt die Pfarrkinder, die Pfarrfamilie. Es handelt sich um die *vorbürgerliche, die feudalistische Versorgungskirche*.

Sie verlangt vor allem und immer wieder den Priester, ist völlig klerikalisiert. Wir sind in den frühen vierziger Jahren im Zeichen eines grossen Priesterüberflusses in solche Strukturen und Vorstellungen hineingestellt worden. Es gab die hörende und die lehrende Kirche. Der Pfarrer als unbestrittene Autorität mit einem Heer von Vikaren erledigte alle Arbeit. Es gab daneben nur noch den vollamtlichen Sigristen und eine Klosterfrau im Pfarreibüro. Es ist zu überlegen, ob und wo solche Vorstellungen noch nachwirken.

2. Die Gemeinde als Organisation, die organisierte Gemeinde

Hier haben wir eine zweite Form von Gemeinde und Pfarrei, und ich meine, dass es die bei uns gegenwärtig verbreitetste ist. Hier wird die Gemeinde schon viel stärker als *Subjekt* ihres eigenen Handelns verstanden und gesehen. Die Pfarrei wird zur Organisation, zum kirchlichen Unternehmen mit einer relativ grossen Selbständigkeit. Theologisch hat sie als Ortskirche ihre relative Selbständigkeit gewonnen. Sie weiss sich im Sinn der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils als «Kirche am Ort», und als solche will sie wahre Kirche Christi sein.

Das sicherlich in Verbindung mit den anderen Ortskirchen und auch mit der Gesamtkirche. Es fallen dann Begriffe wie Kollegialität und Brüderlichkeit, Schwesterlichkeit. Man weiss sich dem Bischof und dem Papst durchaus verbunden, pocht aber auch auf seine theologische Eigenständigkeit, verweist auf den Primat der Ortskirche im Neuen Testament. Ja man orientiert sich gerne und oft an den Gemeindemodellen des Neuen Testaments. Man liest mit Vorliebe die beiden Korintherbriefe und beruft sich auf die dortige Charismen-theologie.

Hier heisst dann das *Ziel* der Pfarreiarbeit: Möglichst viele Glieder, auch Fernstehende, durch ein bedürfnisorientiertes Angebot zu aktivieren. Hier fällt dann das Stichwort von der *aktiven Gemeinde*. Sol-

che Aktivität erfolgt nach dem Prinzip von *Angebot und Nachfrage*. Ein möglichst differenziertes und reichhaltiges Angebot, das der Pfarrer und seine oft recht zahlreichen Mitarbeiter bereit halten, versucht einer existentiellen Nachfrage, versucht der Lebensnot der Menschen gerecht zu werden. Die erlösungsbedürftigen Seelen des ersten Modells werden dann zu *aktivierungsbedürftigen Klienten*, im Idealfall zu *Mitarbeitern*. Religiöse und soziale Ansprechbarkeit werden erwartet und honoriert. Was zählt, ist die Teilnahme an den verschiedensten Veranstaltungen. Man versucht verschiedene differenzierte Zielgruppen anzusprechen.

Man setzt auf Aktivität. Wer unsere durchschnittlichen Pfarrblätter und Pfarreiprogramme etwas genauer studiert, der stösst genau auf diesen Typus: die aktive Gemeinde. Das reiche Angebot für alle und jeden, der guten Willens ist, wobei sich Pfarreileben und Gemeindeaktivität vor allem im Bereich der *Freizeit* niederschlägt. Etwas boshaft und polemisch gesagt: Die Pfarrei tritt in Konkurrenz zur Volkshochschule. Lebenshilfe wird hier ganz gross geschrieben. Soziale Tätigkeiten stehen stark im Vordergrund. Die Sozialarbeiterin tritt auf den Plan und stösst zum Pfarreiteam.

Die Pfarrei wird zu einem Aktivitätszentrum von erstaunlicher Vielseitigkeit, und der Pfarrer sieht sich an der Spitze eines breit verzweigten Organisationsnetzes. Der Pfarreirat übernimmt die Funktion der Koordination, der Planungsspitze. Er ist zuständig für letzte Entscheidungen und für eine effiziente Kontrolle.

Solche Gemeinden werden dann oft nach den Prinzipien einer Grossorganisation geführt. Der Pfarrer übernimmt Managerfunktionen. Der ganze Betrieb ist sehr personalintensiv und kostspielig. Zum Pfarrer tritt das Pfarreiteam. Viele neue kirchliche Berufsrollen sind hier möglich. Die Arbeit wird differenziert. Von Klerikalismus kann nicht mehr die Rede sein. Zu den hierarchischen kommen demokratische Strukturelemente.

War für den ersten Typus das Strukturmuster der Pyramide kennzeichnend, so lässt sich diesem Typus eher das Bild der *konzentrischen Kreise* zugrunde legen. *Drei Kreise* lassen sich deutlich ausmachen: ein *Innenkreis*, bestehend aus der Gemeindeführung, dem Team, dem Pfarreirat und den vielen ehrenamtlichen Mitarbeitern. Sie sind die Anbieter, die Veranstalter. Ein *Kreis der aktiven Gemeindeglieder*, die Kerngemeinde, die aktiven Konsumenten, die auf unser Angebot eingehen. Dann der grosse *passive Aussenkreis*. Er besteht aus nominellen und eventuell potentiellen Mitgliedern.

Dieser Gemeindetypus besitzt eine sehr differenzierte Struktur und oft viel Dynamik. Die Frage stellt sich freilich, ob eine solche Gemeinde wirklich eine Geschichte hat oder nicht vielmehr viel künstlich produzierte Dynamik. Hier besteht die Gefahr von Stress und blindem Aktivismus. Man passt sich einer Konsumgesellschaft allzu sehr an. Es fehlt die Alternative. Wir haben die *bürgerliche Angebotskirche*.

3. Die Pfarrei als Organismus und als Gemeinwesen

Hier kommt nun ein neuer Gemeindetyp in den Blick, es ist die *nachbürgerliche Basiskirche*. Hier begreift sich eine Pfarrei als Gemeinwesen, als kirchlich orientierte Grossgruppe, die sich sehr stark der Ortsgesellschaft und damit auch der politischen Gemeinde verbunden weiss. Sie definiert ihr Leben als einen Prozess im Rahmen gesellschaftlich-geschichtlicher Wirklichkeit. Solche Gemeinden übernehmen dann auch gerne und bewusst eine Orts- oder Quartierbezeichnung und laufen nicht mehr unter dem Namen des Kirchenpatrons (z.B. Maihof Luzern, Frankfurt-Eschborn, Dortmund-Scharnhorst, Wien-Machstrasse, Wien-Schwechat usw.). Der Prozess eines Gemeinwesens – verstanden sowohl im Sinne von Wohnviertel, Nachbarschaft, Dorf, wie auch im Sinne eines funktionalen Gemeinwesens wie Krankenhaus, Betrieb, Studentengemeinde – wird dann identisch mit dem Prozess der Gemeindebildung als einem zugleich sozialen, politischen und – eben darin – auch *religiösen Lernprozess*.

Ziel solcher Gemeinde ist dann nicht mehr, wie im ersten Modell, Seelen für den Himmel zu retten, oder, wie im zweiten Modell, religiöse Bedürfnisse und Nöte in vielfältiger Aktivität zu befriedigen, hier ginge es darum, einen gemeinsamen Lebensraum zu schaffen, *miteinander zu leben*, miteinander ein Stück Gesellschaft aufzubauen. Gemeinsam macht man sich miteinander auf den Weg, gemeinsam sucht man Orientierung, gemeinsam werden konkrete Ereignisse im Lichte des Evangeliums angegangen, und dabei scheut man auch vor Gesellschaftskritik und politischem Engagement nicht zurück. Man lässt sich auf eine vom Evangelium inspirierte Reflexion sozialer und politischer Prozesse ein und tendiert auf entsprechendes Handeln, und dies oft im Sinne eines alternativen Lebensstils: Teilen, Versöhnung, Parteinahme für die Schwachen, Feier als Erinnerung und Ausdruck von Hoffnung.

Diese Gemeinde ist nun voll und ganz Subjekt ihres eigenen Lebens. Pfarreiliche Arbeit will nicht einfach Freizeitbetrieb und religiöse Bedürfnisbefriedigung sein,

sondern *gemeindliches Handeln* in ökumenischer und gesamtgesellschaftlicher Dimension. Religiös und profan fallen hier meist zusammen. Das Evangelium will das ganze Leben und alle Verhältnisse bestimmen und mitgestalten. Christentum will an die *Basis*, will nicht nur Leben religiös überhöhen und garnieren. Sondern Christentum will hier das Leben in seinem ganzen Umfang mitgestalten und mitbestimmen.

Die Basisinteressen werden hier auch durch *Basisgruppen* wahrgenommen, und so werden solche Basisgruppen zum Subjekt des gemeindlichen Handelns. Die Basis der Gemeinde sind dann nicht sosehr die Individuen als vielmehr die Summe solcher Basisgruppen, und solche Basisgruppen, aus denen sich die Gemeinde wesentlich aufbaut und zusammensetzt, sind Interessengruppen, Aktionsgruppen, Selbsthilfegruppen. Sie werden nicht vom Pfarrer gegründet, sondern sie bilden sich im Idealfall selber an der Basis. Ihnen haben die Amtsträger zu dienen und zur Verfügung zu stehen. Der Pfarreirat wird hier zum Parlament, zur Legislative, die hauptamtlich Angestellten zur Exekutive.

Der Pfarrer hat die Funktion des Animators, er hat den Dienst der Einheit und der Versöhnung zu übernehmen, oder in soziologischen Termini ausgedrückt: er sorgt für Koordination, für die Intergruppen-Intervention und für das Konflikt-Management. Hier heisst das Motto für die Gemeinde nicht mehr wie in unserem ersten Modell «bereitwilliger gehorchen», auch nicht mehr wie im zweiten Modell «mehr Aktivität», sondern hier heisst das Motto «*intensiver leben*».

Die Pfarrei wird ein Stück Lebensgemeinschaft, ein Lebensraum. Glaube hat es mit Leben und Erfahrung zu tun. Glaube greift hier ins alltägliche Leben, Glaube ist dann nicht nur Freizeitbeschäftigung am Rand, sondern Lebensformung in der Mitte und aus der Mitte des Evangeliums. Eine solche Gemeinde hat eine Geschichte, sie ist als Exodusgemeinde unterwegs, sie durchläuft einen Prozess. Solche Gemeinde ist als Volk Gottes wirklich unterwegs.

Hier wird nach J. B. Metz die *nachbürgerliche Basiskirche* sichtbar. Sie würde wohl mit unserem gängigen *volkskirchlichen Modell*, mit unserer staatlich gestützten Volkskirche nicht leicht zu vereinbaren sein. Trotzdem wird man zugeben müssen, dass manche Anliegen und Elemente der geschilderten Basiskirche auch schon in vielen unserer lebendigsten und besten Gemeinden greifbar sind. Und das sind dann in der Regel genau die Pfarrgemeinden, die mit dem *Problem des Priestermangels* am besten fertig geworden sind und trotz oder

vielleicht sogar gerade wegen der mangelnden Priester den Weg in die Eigenverantwortung gefunden haben.

Wer die Geschichte der Basisgemeinden in der Dritten Welt und vor allem in Brasilien etwas verfolgt, wer Gemeindemodelle wie etwa die integrierte Gemeinde München oder die Gemeinde Frankfurt-Eschborn kennt oder gar selber besucht hat, der wird erfahren, dass das, was ich als drittes Modell vorgestellt habe, nicht reine Utopien sind. Hier wird eine neue Sicht von Kirche greifbar, eine Kirche von unten und von der Basis her, die es auf ihre eigene Art und Weise versteht, mit dem herrschenden Priestermangel fertig zu werden.

Ich schliesse mit einem Wort von Jürgen Moltmann: «Darum kommt es darauf an, dass in den grossen, unüberschaubaren Kirchenbezirken kleine, freiwillige, überschaubare Gemeinschaften entstehen... Nicht der vereinsamte Christ und nicht die grosse aufwendige Betreuungskirche für das Volk, sondern die in der Freundschaft Christi versammelte Gemeinde, die jeder als seine eigene Sache ansehen kann, ist die lebendige, weil gelebte und lebendigmachende Hoffnung in den Konflikten unserer Gesellschaft.»

Josef Bommer

Religion im Spannungsfeld zwischen Staat und Kirche

Das Phänomen Religion tritt auf der Ebene uns zugänglicher Erfahrung nur im Bereich des Menschlichen auf. Soweit uns Zeugnisse darüber vorliegen, ist Religion auf die verschiedenste Art immer gemeinschaftsbezogen. Eine Tatsache, die sie auch in Konflikt mit der staatlichen Gesellschaftsform bringen kann. Um diese Seite des Problems geht es hier.

Religion als Ruf nach Freiheit

Nach christlichem Verständnis hat Religion wesentlich mit Freiheit zu tun. Zunächst vom *Inhalt* der Offenbarung her. Der Offenbarungsgehalt ist keineswegs so unmittelbar einsichtig wie ein elementarer mathematischer oder physikalischer Lehrsatz. Er fordert keine «*zwingende*» Schlussfolgerung heraus. Dasselbe gilt vom *Akt* der Zustimmung. Glauben ist ein personaler Akt. Er ereignet sich in der existentiellen Übergabe der eigenen Person an das Du des ansprechenden Gottes. Er beansprucht Freiheit in einem so eminenten Sinn, dass nur Gott sie möglich machen kann. Der Glaubende lebt von der ihm geschenkten Freiheit her und auf die ihm ermöglichte Freiheit hin. Deshalb kann Pau-

lus den Christen als einen Menschen bestimmen, der «zur Freiheit berufen» ist¹.

Religionsfreiheit als Ausdruck politisch-gesellschaftlicher Toleranz

Da der Mensch von seinem Wesen her auf Gemeinschaft mit anderen bezogen ist, besagt Religionsfreiheit mehr als die innere Freiheit zum verantwortbaren Gewissensentscheid.

Sie umschliesst naturgemäss die Freiheit, seiner religiösen Überzeugung in den verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Lebens Ausdruck zu geben. In Abgrenzung gegenüber dem staatlichen Machtbereich betrachtet die katholische Kirche Religionsfreiheit als «das Recht der Person und der Gemeinschaften auf gesellschaftliche und bürgerliche Freiheit in religiösen Dingen»². Diese Freiheit wird heute in allen Staatsverfassungen garantiert, wie immer man in der Praxis damit auch verfährt. Sie gilt als «Grundrecht» der Person, das jedem positiven Recht vorausliegt³.

Es gehört wohl zur Ironie der Geschichte, dass sich die katholische Kirche, obwohl legitime Interpretin des Evangeliums, dieser «bürgerlichen Freiheit» am längsten widersetzt hat, gemäss dem Axiom «Wahrheit geht vor Freiheit»⁴. Erst der 7. Dezember 1965 hat mit der überwältigenden Annahme der Erklärung über die Religionsfreiheit durch die Konzilsväter das erlösende Wort gebracht.

Religionsfreiheit als Gefahr für den Staat?

Wir wissen, dass auch heute religiöse Gruppen und Minderheiten unter weltanschaulich extrem verschiedenen Machtregimes unterdrückt oder verfolgt werden. Die Überzahl der Ostblockstaaten reichen sich mit anderen in Afrika, Mittel- und Südamerika sowie in Asien dabei brüderlich die Hand. Schon diese Tatsache zeigt uns, dass der religiösen Unterdrückung durch ein Regime keineswegs ein einziger weltanschaulicher Nenner zugrunde liegt. Denn überzeugte Gottgläubige praktizieren sie ebenso wie eingefleischte Atheisten. Nackte, materielle Interessen geben ebenso eine Basis ab wie religiöser Fanatismus. Als gemeinsame Wurzel hingegen zeichnet sich ein *totalitäres Denksystem* ab.

¹ Gal 5,13.

² Untertitel zur Erklärung über die Religionsfreiheit des Zweiten Vatikanischen Konzils.

³ UNO-Charta, Art. 18, Europäische Menschenrechtskonvention, Art. 9.

⁴ «Was nicht der Wahrheit... entspricht, hat objektiv kein Recht auf Dasein, Propaganda und Aktion» (Pius XII. in seiner Ansprache über das Toleranzproblem, 6. 12. 1953).

Am Anfang jedes totalitären Denkens steht eine «Theorie», die als unanfechtbar gilt. Diesem theoretischen Überbau hat sich das Leben in allen seinen Bereichen unterzuordnen. Denn die Praxis des Lebens soll ja ihrerseits die Richtigkeit der Theorie unter Beweis stellen. Damit geraten die Anhänger der Theorie unter Zugzwang. Zeigen sich nämlich in der Praxis Mängel, werden diese entweder vertuscht oder «Abwehrlern» in die Schuhe geschoben. Deshalb neigen alle totalitären Denksysteme zur Gewalt, die dann wiederum theoretisch gerechtfertigt wird. Anhänger totalitärer Systeme werden notwendig zu Gefangenen ihres «unfehlbar richtigen» Denkens. Jedes andere, «abweichende» Denken wird zur tödlichen Gefahr für die herrschende Partei, die sich mit dem Staat identifiziert.

Nun hat religiöses Denken und Glauben wesentlich mit Freiheit zu tun. Der religiöse Mensch wird damit automatisch zum «Feind» des totalitären Staates. Ist der religiöse Mensch gar ein Christ, kann er gemäss dem Beispiel wie der Lehre Christi nur die Freiheit verteidigen. Der Konflikt wird damit unvermeidbar. Er ist gegenwärtig für Hunderte von Millionen gläubiger Menschen von brennender Aktualität. Wir dürfen diese Tatsache nicht aus unserem Bewusstsein verdrängen, weil wir selber davon nicht persönlich betroffen werden⁵.

Religionsfreiheit als Ermöglichung einer menschlicheren Zukunft

Der religiöse Mensch ist nicht nur Widerpart jedes totalitären Staates. Von seinem Wesen her – und das gilt namentlich vom Christen – wird er zum Garanten des freiheitlichen Staates. Sein Glaube schärft das kritische Bewusstsein gegenüber allem Menschlichen. Er erinnert ihn an die Unzulänglichkeit seines eigenen Denkens wie an die Begrenzung jeder menschlichen Leistung. Er hilft ihm gleichzeitig zur Gelassenheit, die vor Überforderung bewahrt, wie zum unermüdlichen Einsatz, dem Trägheit fremd ist. Er befähigt ihn zu einer Hoffnung, die «wider alle Hoffnung» setzt⁶. Echter Glaube führt schliesslich auch zur Achtung vor den vielfältigen Überlieferungen – auch den religiösen – einzelner wie sozialer Gruppen und Völker. Es ist wohl keine Übertreibung, zu behaupten: Praktizierte Religionsfreiheit bietet sich als einzige Alternative für eine Zukunft an, in der die Menschheit auf der Suche nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden frei von jeder Unterdrückung existieren kann.

Man gäbe sich freilich einer Illusion hin, wenn man auf eine *konfliktfreie* Zukunft hofft. Religionsfreiheit bleibt solan-

ge gefährdet, als Freiheit selber gefährdet ist. Wir wissen, wie ambivalent das Verhältnis des Menschen zu seiner Freiheit ist. Da die Kirche aus Menschen besteht, muss auch sie sich immer wieder kritisch fragen, ob sie nach innen praktiziert, was sie nach aussen im Namen der menschlichen Grundrechte vom Staat fordert. Da wäre innerkirchlich noch manches aufzuarbeiten. Die Kirche wird nur dann als Anwalt der menschlichen Freiheit glaubwürdig, wenn sie sich – unbeschadet ihrer Autorität – als «Oase der Freiheit» anbietet. Wenn man in ihr ohne Angst vor kleinlicher Kontrolle und erfolgreichem Denunziantentum «falscher Brüder»⁷ leben kann.

Ein schönes Beispiel solcher Offenheit ist das Antwortschreiben des Papstes vom 28. 4. 1981 an den für Jugendfragen in der DBK zuständigen Weihbischof Rolly (Mainz). Es bezieht sich auf die Anfragen der Jugend beim Treffen in München. Darin bittet der Papst, «nicht trotz, sondern gerade wegen der vielfältigen tatsächlichen und möglichen Fragen, Missverständnisse oder auch Anfeindungen von innen und aussen mit der Kirche umso vertrauensvoller zusammenzuarbeiten». Die kritischen Anfragen der Jugend verdienen «besondere Aufmerksamkeit, zumal sich darin... Schwierigkeiten der Erwachsenen artikulieren».

Markus Kaiser

⁵ Gebetsmeinung für September 1981: «Dass die Staaten sowohl den einzelnen wie den Gemeinschaften das Recht auf Religionsfreiheit auch *tatsächlich* gewähren.»

⁶ Röm 4,18.

⁷ 2 Kor 11,26; Gal 2,4–5.

Der aktuelle Kommentar

Lebendige Gemeinde – ohne Erwachsenenbildung?

Wer in den Vernehmlassungen zum Pastoralforum 1981 nach dem Standort der Erwachsenenbildung in der Kirche Schweiz Ausschau hält, wird leicht enttäuscht sein. Es gibt nur einige wenige Hinweise zu diesem Thema, die zudem meist aus dem Kreis der Erwachsenenbildner stammen. Der Verdacht, aus Eigeninteresse für eine Sache einzustehen, dürfte bei einigen Menschen auch noch das bescheidene Echo der

Idee vom lebenslangen Lernen in diesen Dokumenten abwerten.

Allerdings darf dieses Erscheinungsbild nicht unbedacht hingenommen werden. Immerhin ist das Forum selbst per definitionem eine erwachsenenbildnerische Veranstaltung mit dem Ziel einer «geistigen Willensbildung»¹. Die über 100 Teilnehmer setzen sich persönlich mit kirchlichen Aufgaben auseinander und werden wohl nur in Ausnahmefällen ohne veränderte Beziehung zu dieser Kirche heimkehren. Man wird sogar behaupten können, dass das grösste Ergebnis des Forums bei den Teilnehmern selbst liegen wird, die aus der vielfältigsten Erfahrung in Lugano mit neuen Impulsen und mit einer neuen Haltung an den Aufbau ihrer Gemeinde herangehen werden.

Das Thema des Forums «die lebendige und missionarische Gemeinde – ihre Dienste und Ämter» lässt zwar vermuten, dass auch auf institutioneller Ebene Veränderungen angestrebt werden. Man wird allerdings diese Hoffnung dämpfen müssen, da das Forum keinen legislativen Charakter für die Kirche hat. Es empfiehlt sich daher, weniger auf das Ergebnisprotokoll als Leistungsausweis des Forums zu warten als auf das erneuerte Engagement der heimkehrenden Teilnehmer, deren Impulse weitergeleitet werden können. Der Erfolg liegt also mehr im Bereich der Persönlichkeitsbildung als im Bereich der Struktur.

Aus diesen Überlegungen heraus lohnt es sich, die Eingaben an das Pastoralforum doch näher auf ihren Aussagewert bezüglich der Erwachsenenbildung hin zu befragen. Dann zeigen sich vier Aufgabenfelder, ohne deren Berücksichtigung nach grossmehrerlicher Auffassung an den Aufbau einer lebendigen und missionarischen Gemeinde gar nicht zu denken ist: Erwachsenenbildung als Kommunikationschance, als Glaubenserfahrung, als theologische Bildung und als kirchliche Ausbildung.

Erwachsenenbildung als Kommunikationschance

Sehr viele Vernehmlasser sehen das grösste Hindernis beim Aufbau der Gemeinde in den erheblichen Kommunikationsschwierigkeiten. Es wird die Unfähigkeit vieler Seelsorger zum Gespräch mit den Gläubigen beklagt und auf die Beziehungslosigkeit des Pfarreirates zu den Gemeindemitgliedern hingewiesen. Dass die Kommunikation zwischen den Generationen gestört erscheint und somit die Kirche auch in verschiedene Altersgruppen zu zerfallen droht, ist längst bekannt. Andererseits

¹ Schreiben zur Einberufung des Pastoralforums: Richtlinien für die Durchführung, Nr. 4

verweisen einige Stellungnahmen auf positive Erfahrungen mit persönlichen Kontakten in Bibelgruppen, Pfarreiratsweekends und Basisgemeinden. Hier sei – so meinen sie – Gemeinde noch erlebbar und damit ein lebendiger Aufbau möglich.

Natürlich wird man nun fragen können, was das mit Erwachsenenbildung zu tun hat. Da wir landläufig Bildung mit Schule gleichsetzen, kann es doch nicht erklärtes Ziel einer Aktion sein, um des gemeinsamen Kommunizierens willen Leute zusammenzurufen. Es braucht da doch ein Lernziel, das auch neues oder besseres Wissen beinhaltet. Die kirchliche Erwachsenenbildung liegt nun meines Erachtens aber richtig, wenn sie tatsächlich zunächst die Wissensvermittlung in den Hintergrund ihrer Zielsetzung stellt und das Hauptgewicht auf die Kommunikation verlegt. Das heisst noch lange nicht, dass das Kommunikationstraining die einzige Aufgabe kirchlicher Erwachsenenbildung sei. Ich meine bloss, dass das Thema der Wissensvermittlung zu Gunsten einer Verbesserung der zwischenmenschlichen Verständigung eher in den Hintergrund rückt.

Und warum gerade die Kirche? Weil hier eine soziale Not sichtbar wird, die eine Behinderung darstellt. Und um die Behinderten wird die Kirche sich nicht drücken können. Zudem bilden die Fragen um den Glauben, die in der Kirche besonders beheimatet sein sollten, eine unerhörte Chance, mit anderen Menschen menschlich zu kommunizieren.

Erwachsenenbildung als Glaubenserfahrung

Damit sind wir bereits bei einem weiteren Element angelangt, das die Bedeutung der Erwachsenenbildung für den Aufbau einer Gemeinschaft deutlich macht. Glaube ist ein persönlicher Lebensvollzug, ist eine Wirklichkeit des Menschen. Menschliche Begegnung schliesst demnach immer auch Glaubensbegegnung ein. Ohne diesen Glaubensbezug steht menschliche Begegnung unter einem Vorbehalt und führt letztlich zum Missverständnis.

Diese Gedanken sind nicht neu. Für die religiöse Erziehung in der Familie werden sie auch unbestritten anerkannt, indem etwa auf den Zusammenhang zwischen dem Glauben der Eltern und jenem der Kinder hingewiesen wird. Mehr und mehr zeigt sich eben, dass diese zwischenmenschliche Dimension des Glaubens auch für den einzelnen Erwachsenen entscheidend ist: das heisst der Mensch glaubt immer weniger, was ihm als Lehre dargeboten wird; der Mensch glaubt immer mehr, was ihm aus der Begegnung mit anderen Menschen zum Glaubenssinn geworden ist.

Die kirchliche Erwachsenenbildung wird gut daran tun, den Menschen vermehrt Gelegenheit und Anregung zum persönlichen Glaubensgespräch ohne Zensur und Experte zu geben. Sie baut damit die Angst ab, durch persönliche Meinungen häresieverdächtig zu sein. Sie baut den Mut auf, zu einem vorläufigen Glauben zu stehen und weiter zu suchen. Sie verhindert, dass Glaube etwas Statisches wird, das man hat oder nicht hat. Sie fördert die Glaubenskraft, die stets neue Wege findet, um zeit-gemäss zu sein.

Erwachsenenbildung als theologische Bildung

Hier wiederum weisen die Stellungnahmen zur Vernehmlassung auf eine offene Wunde hin. Offenbar bedürfen die Christen wieder vermehrt auch der theologischen Bildung. Verschiedentlich wird darauf hingewiesen, dass die teilweise lebhaften Diskussionen in Theologie und Kirche von den Menschen nicht verstanden werden und damit eine grosse Verunsicherung bewirken. Allzu viele Gläubige müssen mit den bescheidenen theologischen Kenntnissen aus der Zeit des Religionsunterrichtes solche Auseinandersetzungen mitverfolgen, weil sie öffentlich stattfinden.

Der Hinweis auf ein vielfältiges Angebot an Büchern und Kursen wirkt in diesem Fall wie ein Hammer, der zwar den Nagel auf den Kopf trifft, aber den Nagel nicht eintreibt, weil ein Widerstand stärker ist als der Hammerschlag. Der «Laie» ist eben nicht immer in der Lage, aus dem riesigen Angebot das für ihn Richtige zu wählen, weil dieser Entscheid schon wieder einige Hintergrund-Informationen voraussetzt (z.B. wer ist der Autor eines Buches, welchen Hintergrund hat ein bestimmter Referent...?). Zudem bilden die aktuellsten Themen nicht unbedingt die brennendsten Fragen der Gläubigen.

Aus diesen wenigen Anhaltspunkten zeigt sich deutlich, dass sich die Erwachsenenbildung der theologischen Not der Menschen heute annehmen müsste. Es braucht da besondere Fertigkeiten, auf die noch zurückzukommen sein wird. Wichtig erscheint mir die Feststellung, dass auch im kirchlichen Raum nicht bloss Frömmigkeit und Humanpsychologie, sondern auch saubere geisteswissenschaftliche Arbeit gefragt sind. Mit Blick auf die Bemerkungen zum Thema Erwachsenenbildung als Kommunikationschance muss zugegeben werden, dass ein breites Aufgabenspektrum für die Erwachsenenbildung in der Kirche auch eine spannungsgeladene Herausforderung ist.

Erwachsenenbildung als Ausbildung

Es ist daher nicht verwunderlich, dass viele Vernehmlasser sich mit der Forderung nach Ausbildungsgängen für kirchliche Mitarbeiter befassen. Einerseits macht der breite Aufgabenkatalog einer lebendigen Gemeinde den Einsatz unterschiedlichster Personen mit verschiedensten Fähigkeiten notwendig. Andererseits verführt gerade diese Forderung zum Einsatz von Spezialisten aller Art, was zur Abtötung vorhandener «Laien»-Kräfte führt. Das Phänomen, dass sich die religiöse Erziehung auf den dafür geschulten Katecheten delegieren lässt, greift auch in anderen Bereichen (Jugend-, Betagten-, Behindertenseelsorge usw.) um sich. Je stärker diese Bewegung wird, umso grösser wird die Klage über den entsprechenden Personalmangel.

Kirchliche Erwachsenenbildung könnte diesen Teufelskreis doch durchbrechen helfen, indem sie gezielt in der Gemeinde jene Kräfte fördert, die Teilaufgaben teilweise übernehmen können. Sie hätte dabei zu beachten, dass sie diesen Personen soviel Sachkompetenz gibt wie notwendig, aber wiederum so wenig, dass nicht die charismatische Begabung zugedeckt wird. Wenn in der Propstei Wislikofen bereits ein Angebot für Mitarbeiter in der Pfarrei gemacht wird, dann sehe ich darin einen hoffnungsvollen Ansatz im Sinn der Vernehmlassungen und zum Aufbau der lebendigen Gemeinde.

Ganz bestimmt wird Erwachsenenbildung als Ausbildung auch aus der Erfahrung heraus gefordert, dass der Priestermangel allmählich den Einsatz von Laien erforderlich macht. Diese Laien fühlen sich der gestellten Aufgabe nicht gewachsen und bedürfen einer eigenen Vorbereitung. Selbstverständlich wird man auch diese Aufgabe der kirchlichen Erwachsenenbildung zuzuordnen haben.

Für mich stellt sich allerdings die Frage, ob hier nicht allzu stark die Politik des Löcherstopfens massgebend ist. Die Frage nämlich, ob ein Laie wirklich an die Stelle des Priesters treten kann, führt letztlich zur Frage, ob wir den Laien zum Priester machen wollen und können. Es führt zur Frage, ob eine gleichwertige Ausbildung Laien und Priester austauschbar macht oder nicht. Es führt zur Frage, ob wir den zölibatären Priester durch den verheirateten Priester ersetzen wollen, den wir bis heute als Laien bezeichnen. An dieser Stelle spätestens gerät die Erwachsenenbildung über sich hinaus und wird zur verändernden Kraft, die – nach meinem Urteil – Leben in die Gemeinde bringt. Ob wir das wollen?

Constantin Gyr

Kirche Schweiz

Gesamtschweizerische Aufgaben

Die Schweizer Bischöfe versuchen, sich an ihren Konferenzen nicht von den vielen Einzelgeschäften vereinnahmen zu lassen, sondern immer auch Grundfragen zu erörtern und in ihren Aussprachen auch die Erfahrungen und Konzepte zwischen den Sprachregionen auszutauschen, erklärte der Präsident der Bischofskonferenz, Bischof Otmar Mäder, nach ihrer letzten Sitzung vor der Presse. Bei seiner Erläuterung des Presse-Communiqués, das im Amtlichen Teil dieser Ausgabe abgedruckt ist, hob er vier Schwerpunkte hervor.

Das *Memorandum des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes* anlässlich des Papstbesuches (SKZ 23/1981) habe Gelegenheit zu einer Aussprache über ökumenische Fragen geboten. Die Bischofskonferenz schlage konkret Gespräche mit dem Kirchenbundsvorstand und mit der Gesprächskommission vor und werde in einem Brief an den Kirchenbundsvorstand Elemente für das Gespräch über einzelne Punkte beibringen.

Die *Busspraxis* wurde erneut Gegenstand eingehender Beratungen, weil sie manche Gläubige beschäftige und in diesem Bereich Veränderungen festzustellen seien. Bischof Mäder erinnerte an das Lehrschreiben der Bischofskonferenz aus dem Jahre 1970 und an ihre Weisungen zur römischen Bussordnung. Dem neuen Lehrschreiben, das zurzeit vorbereitet wird, gehe es darum, ohne die Bussfeier abzuwerten den unverzichtbaren und eigenen Wert der Einzelbeichte ins Licht zu stellen und deren Wert argumentativ einsichtig zu machen.

Der *Pastoral der geistlichen und kirchlichen Berufe* gehe es darum, die Mitarbeiter der Kirche, die sich wie zum Beispiel die Priester lebenslang in den Dienst der Kirche stellen, geistlich zu formen und zu begleiten. Dabei sei ein Erfahrungsaustausch auf allen Ebenen notwendig, auch in der Schweiz. Weil in der Westschweiz intensivere Versuche unternommen wurden als in der deutschen Schweiz und im Bistum Lugano eine Pastoral der geistlichen Berufe aufgebaut werde, sei ein Erfahrungsaustausch gerade für die deutschsprachigen Bistümer wertvoll. So könne man voneinander lernen und zu einem gemeinsamen (was nicht einheitlich bedeute) Konzept kommen.

Zur *Finanzierung kirchlicher Projekte*, dem vierten von Bischof Mäder herausge-

stellten Schwerpunkt, äusserten sich die Vertreter von Fastenopfer und RKZ. Zuvor ging jedoch Bischof Pierre Mamie, der Ökumene-Referent der Bischofskonferenz, noch näher auf das Memorandum ein.

Zwischenkirchliches Gespräch

Bischof Pierre Mamie bezeichnete das Memorandum als einen wichtigen Text, der wie zuvor das Ersuchen des Kirchenbundsvorstandes, mit dem Papst zusammenzutreffen, eine grosse Chance sei. Denn das Memorandum setze die Katholiken in die Wirklichkeit und in die Wahrheit; es zeige auf, wie die Reformierten von uns denken. Dabei habe sich gezeigt, wie tief in bezug auf den Ausdruck des Glaubens der Riss zwischen den Konfessionen noch sei, tiefer nämlich als die Oberfläche vermuten lasse.

Die Bischofskonferenz schlage deshalb dem Kirchenbundsvorstand ein direktes theologisches Gespräch vor. Dabei werde es Punkte des Memorandums zu besprechen geben, mit denen die Bischofskonferenz nicht einverstanden sei, solche, in denen sie sich missverstanden glaube, und solche, mit denen sie einverstanden sei. Im Vordergrund dürfte die komplexe Frage der gegenseitigen Anerkennung als Kirchen stehen. Damit verbunden Fragen wie Christus in der/den Kirche(n), Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaften, Ort und Bedeutung der Eucharistie im Leben der Gemeinde und der Gläubigen, Eehindernisse, Kirche und Einheit. Und weil es gelte zu wissen, was der andere glaubt, sei auch nach der Autorität des Memorandums für die reformierten Gläubigen zu fragen.

Angesichts dieser Fragen und ihrer Schwierigkeit scheine der Weg zueinander ein sehr langer. Dies entmutige ihn aber auch deshalb nicht, weil er in seinem Leben selber erfahren habe, wie zunächst im Verhältnis der Konfessionen zueinander unmöglich Scheinendes mit der Zeit plötzlich möglich geworden sei.

«Solidarische Kirche Schweiz»

Über die von der Bischofskonferenz, dem Fastenopfer und der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz (RKZ) getragene Aktion «Finanzinformationen 1981» referierte zunächst Urs Zehnder. Der Aktion, zu der vor zwei Jahren der entscheidende Anstoss gekommen sei, als das Fastenopfer die Grenzen der Finanzierungsmöglichkeiten des Inlandteils erkannt habe, gehe es darum, die Gläubigen zu informieren und so zu solidarisieren. Er erinnerte, wie in den letzten zwanzig Jahren, namentlich seit dem Konzil und der Synode, einerseits das überdiözesane Bewusstsein (Stichwort «Kirche Schweiz») gewachsen

sei und wie andererseits neue Aufgaben wahrgenommen wurden. Zu deren Finanzierung wurde der Inlandteil des Fastenopfers zur Verfügung gestellt, das so eine Lücke füllte. Seit zehn Jahren begann die RKZ mit der Mitfinanzierung.

Aus der Sicht des Fastenopfers hob Urs Zehnder ein Zweifaches hervor. Zum einen müsse das Fastenopfer im Blick auf die Beitragsempfänger entlastet werden: der grösste Teil des Inlandteils seien Saläre für Mitarbeiter an kirchlichen Stellen; dieser Anteil sei deshalb zum vornherein von jeder Sammlung reserviert; dazu komme bei einer Teuerung von 8% ein Teuerungsausgleich in der Höhe von Fr. 300000.-. Zum andern sei das Fastenopfer auch in bezug auf den Auslandteil verantwortlich. Es sei schwierig zu erklären, dass ordentliche Inlandaufgaben mit der Fastenaktion mitfinanziert werden, und dazu komme das Dilemma der Vergabungskriterien. Der Empfänger im Ausland müsse in relativ kurzer Zeit zu einer Eigenfinanzierung in der Lage sein, während im Inland Daueraufgaben finanziert werden, die nie eigenfinanziert werden können. Darunter leide die Glaubwürdigkeit gegenüber den Partnern in der Dritten Welt. Deshalb müssten einerseits die Vergabungskriterien grundsätzlich überprüft und andererseits die Schweizer Katholiken über die Finanzierung kirchlicher Aufgaben in der Schweiz informiert werden: Solidarität durch Einsicht.

Moritz Amherd erläuterte sodann, wie die kirchlichen Aufgaben in der Schweiz auf eine andere Art als bisher finanziert werden könnten. Der Finanzbedarf der sprachregionalen und gesamtschweizerischen Aufgaben mache vier bis fünf Mio. Franken aus. Die RKZ finanziert heute mit rund 1,2 Mio. Franken mit. Das dabei angewandte System könne jedoch nicht mehr ausgebaut werden, unter anderem aus Rücksicht auf die finanzschwächsten Kantone. Deshalb schlage die RKZ eine zusätzliche Leistung vor, das heisst die Kantonalkirchen sollen die Kirchengemeinden motivieren, pro Katholik Fr. 1.- für schweizerische Bedürfnisse abzugeben. Eine grobe Schätzung ergibt, dass von den Kirchengemeindesteuern so 89% bei den Kirchengemeinden bleiben, 10% für kantonale Bedürfnisse an die Kantonalkirche gehen und 1% über die Kantonalkirchen für schweizerische Bedürfnisse zur Verfügung stehen. Für viele schweizerische Bedürfnisse, zum Beispiel Arbeitsstellen, die für Stäbe arbeiten, sei die Notwendigkeit in den Gemeinden nicht einfach plausibel zu machen.

Deshalb werden von den Kantonalkirchen Informationsveranstaltungen durchgeführt, die dann auch der jeweilige Diöze-

sanbischof unterstützen würde. Dabei sind, wie Bischof Mamie aus westschweizerischer Sicht unterstrich, die jeweiligen Gegebenheiten zu berücksichtigen, so dass in der deutschen Schweiz die Aktion nicht gleich laufe wie in den romanischen Gebieten. Durch diese zusätzliche Finanzierung könnte dann das Fastenopfer so entlastet werden, dass der Inlandteil zugunsten des Auslandteils abgebaut wird. Damit die Aktion gelingt, müssen die Kirchengemeinden und die Stimmberechtigten motiviert und das heisst zunächst informiert werden. Weil es dabei um die Finanzierung seelsorglicher Aufgaben geht, werden die Seelsorger ihren Teil gewiss beizutragen wissen¹.

Rolf Weibel

¹ Die Dokumentationsmappe zur Aktion ist bei der Zentralstelle Fastenopfer zu beziehen (Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern, Telefon 041-23 76 55).

Die deutschsprachige Abteilung der Theologischen Fakultät Freiburg

Restrukturation

Seit bald einem Jahr beschäftigt sich die Theologische Fakultät mit Restrukturationsplänen. Seit der letzten Studienreform sind 15 Jahre ins Land gegangen und seit mehr als 2 Jahren schon steht die Apostolische Konstitution «Sapientia Christiana» ins Haus. Neuere Probleme, die sich im Laufe der letzten Jahre eingestellt hatten, hatte man unter der Last und Hitze des Tages pragmatischen und kurzfristigen Lösungen zugeführt. Es ist also an der Zeit, wieder einmal einen Marschhalt zu machen. Dies zwingt sich schon deshalb auf, weil die Geldmittel auch an der Universität knapp geworden sind, so dass unabdingbar nach Rationalisierungen und Schwerpunkten gesucht werden muss.

Die Diskussionen um die Restrukturation der Fakultät sind breit angelegt und verlangen viel Rücksicht, Weitsicht und Geduld. Eine Fülle von Vorschlägen verschiedenster Richtungen sind nach einer Art Vernehmlassungsverfahren eingetroffen. Einzelne Dozenten, Institute, Gruppierungen von Studenten, aber auch ausseruniversitäre Gremien wie die Konferenz der Freiburgischen Hausobern und die Schweizerische Bischofskonferenz machten von der Möglichkeit Gebrauch, sich zu Wort zu melden. Grundsätzlich soll es ja nichts geben, worüber nicht diskutiert werden könnte. Und wenn man ab und zu Gefahr läuft, vor lauter Bäumen den Wald

nicht mehr zu sehen und die Verhandlungen sich nur mühsam hinziehen, tröstet man sich damit, dass die letzte Studienreform, die ohne Überheblichkeit als gelungen bezeichnet werden darf, nicht weniger als 4 Jahre in Anspruch genommen hat.

Einige Optionen formaler und inhaltlicher Art sind bereits getroffen worden. So lautet eine Rahmenentscheidung, dass das Theologiestudium semestermässig nicht verlängert werden soll; auch die Anzahl obligatorischer Wochenstunden soll nicht erhöht werden. Grünes Licht ist bereits gegeben worden für die versuchsweise Realisierung von interdisziplinären Lehrveranstaltungen und für einen stärkeren Ausbau des Schwerpunktstudiums. Eine der bedeutendsten Entscheidungen, die bisher getroffen wurden, betrifft den Ausbau der Pastoraltheologie. Die Verwirklichung dieser Entscheidung geht natürlich nicht ohne personelle Veränderungen im Dozentenstab und nicht ohne eine gewisse Raffung in anderen Fachbereichen ab.

Die Diskussionen um die Restrukturation der Fakultät wird noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Es ist aber keineswegs so, dass während dieser Zeit der Betrieb stillstehen würde. Im Gegenteil. In Vorlesungen, Seminarien und anderen Veranstaltungen wird man viel bewusster aufmerksam auf das, was sich bewährt und auf das, was einer Veränderung zugeführt werden muss. Auch bietet die Restrukturationsphase eine willkommene Gelegenheit für Studenten und Dozenten, miteinander ins Gespräch zu kommen; denn die Restrukturation betrifft *alle* an der Fakultät Beteiligten.

Spannungen

Dass es an einer Theologischen Fakultät Spannungen gibt, sollte nicht verwunderlich sein. Nicht nur die Zweisprachigkeit und die Internationalität der Fakultät sind Grund dieser Spannungen, wobei bekanntlich die Sprache allein das geringste Problem bildet. Schon lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben sich verschiedene Theologien herangebildet, und es erstaunt darum nicht, wenn diese verschiedenen Theologien auch in Freiburg nicht immer einen einfachen Nenner finden. An der Vielfalt der Publikationen und an der Vielfalt des Lehrangebots lässt sich gut aufzeigen, dass solche Spannungen auch fruchtbar sein können.

Spannungen verursacht neuerdings auch die Unsicherheit des Berufsbildes der Studierenden. In den letzten Jahren hat sich in unseren Deutschschweizer Diözesen das Berufsbild des «Laientheologen» oder «Pastoralassistenten» immer mehr profiliert, wobei das Ende dieser Entwicklung

freilich noch nicht abzusehen ist. Auf der anderen Seite gibt es deutliche Stellungnahmen anderer Kirchenleitungen, die dieser Entwicklung wenn nicht ablehnend, so doch recht skeptisch gegenüberstehen. Sie sehen in der Restauration des zölibatären Priesterbildes eine grössere Chance für die Zukunft und tendieren eher dahin, die Laien(theologen) von den eigentlichen Leitungsaufgaben in der Kirche fernzuhalten.

Es ist verständlich, dass diese Unsicherheit, von der besonders die Studierenden in Mitleidenschaft gezogen sind, auch die Dozenten nicht unberührt lässt. Eine ganze Reihe von ungeklärten theologischen und kirchenpolitischen Fragen sind damit aufgeworfen, deren verschiedene Behandlung und Beantwortung wiederum von den verschiedenen Einstellungen der Dozenten abhängt. Das hindert diese aber nicht daran, dem Regens der deutschsprachigen Theologiestudierenden (Josef Wick) immer wieder an die Hand zu gehen und ihren je eigenen Teil an der seelsorglichen Betreuung der Studenten beizutragen.

Es ist übrigens mit Entschiedenheit darauf hinzuweisen, dass bei konkreten Entscheidungen die Fronten ganz verschieden laufen können. Einfache Klischees wie: hie links, hie rechts; hie konservativ, hie progressiv; hie deutsch, hie welsch; hie Dominikaner, hie Nicht-Dominikaner usw. reichen beileibe nicht aus. Darum ist es überhaupt recht schwierig, von «Fronten» zu sprechen. Fronten in einem klar definierten Sinn gibt es kaum. Und wenn es sie gibt, gelingt es doch ab und zu, sie aufzuweichen.

Verheerend würde es sich auswirken, wenn die Konturen verschiedener Theologien verwischt würden, um dadurch eine «Einheit» zu gewinnen. Eine solche «Einheit» wäre nämlich nur um den Preis einer hohen Abstraktion zu erreichen, das heisst um den Preis einer Theologie, die von der konkreten Wirklichkeit der Kirche und der Welt absehen würde. In diesem Sinn darf das Ziel unserer Auseinandersetzungen auch nicht eine «monocolore» Fakultät sein, in welcher nur *eine* theologische Richtung zum Zuge käme. Bei den oft harten Auseinandersetzungen geht es denn meines Erachtens auch weniger um die viel verhandelte Beziehung zwischen Lehramt und theologischer Forschung als um die Frage nach dem Stellenwert der Theologie in einer Kirche, die sich den sich verändernden Bedürfnissen und Anforderungen der «Welt» nicht verschliessen darf.

Demissionen

In einem kurzen Abschnitt von nur 2 Jahren haben 4 Professoren, die entweder ganz oder doch vorwiegend in der deutsch-

sprachigen Abteilung tätig waren, ihre Demission eingereicht. Die Umstände sind – wie sollte man es anders erwarten – je recht verschieden.

Prof. E. Compagnoni lehrte seit 1975 Fundamental-moral an der deutschsprachigen Abteilung. Jung, dynamisch und mit echt italienischem Temperament war Compagnoni ein Mann des Gesprächs, des Einfall-reichtums und des persönlichen Char-mes. Besonders in Spezialvorlesungen und Seminarien hat es Prof. Compagnoni immer wieder verstanden, neue Horizonte zu öffnen und zu neuen Fragestellungen zu verhelfen.

All das hat leider nicht ausgereicht; sehr früh schon nach Beginn seiner Lehrtätig-keit kam es zu Spannungen zwischen ihm und einem namhaften Teil der Studenten. Was die Studenten ihrem Professor vor-warfen, war weder seine konservative noch seine fortschrittliche Haltung. Prof. Com-pagnoni liess sich auch nur schwer in sol-che Kategorien einfangen. Vielmehr waren die Studenten in der grossen Mehrheit der Überzeugung, dass sie bei Prof. Compag-noni gerade in den Hauptvorlesungen über Fundamental-moral nicht auf ihre Rech-nung kamen.

In den Auseinandersetzungen, die zwi-schen Professor und Studenten offen und hart und während mehreren Semestern ge-führt wurden, sind wohl beiden Seiten Feh-ler unterlaufen. Die Gespräche kamen im Sommersemester 1980 ins Stocken, und als Prof. Compagnoni seine deutschsprachigen Kollegen einschalten wollte, war es eigentlich schon zu spät. Prof. Compagnoni selbst betrachtete die Lage als zu verfah-ren, als dass man noch einmal von vorne hätte anfangen können. Erst Compagnonis Entschluss, das Feld zu räumen, klärte die Situation.

Ganz geklärt ist die Situation freilich nicht. Die Frage des Rechtsschutzes eines Professors gegenüber seinen Studenten wie auch die eines richtigen und fairen Vorge-hens von Studenten gegenüber einem Pro-fessor, dem sie meinen, Unzulänglichkeit vorwerfen zu müssen, ist noch nicht gelöst. Ob man diesen Fragen aber mit rein recht-lichen Überlegungen beikommen kann?

Nach der erzwungenen Demission von Prof. St. Pfürtner sah sich die Theologi-sche Fakultät vor einer nicht beneidenswer-ten Aufgabe. In der Wahl von *D. Mieth* zum Professor für Spezielle Moral war sie allerdings gut beraten. In den 7 Jahren, in denen er in Freiburg tätig war, hat Prof. Mieth Hervorragendes geleistet. Das zeigen seine stark besuchten Vorlesungen und Se-minarien, die stattliche Reihe von Dokto-

randen und Lizentianden, die international viel beachteten Publikationen und sein wertvolles Engagement in der Schweizer Kirche.

Es war vorauszusehen, dass Prof. Mieth uns nach einer Anzahl Jahren wieder verlassen wird. Ihm ist der Wegzug nach Tübingen, wo er bereits die Nachfolge von Prof. W. Korff angetreten hat, nicht leicht gefallen. Seinen Kollegen und Freunden noch weniger.

Wenn alles gut geht, werden beide ver-waisten Morallehrstühle, sowohl der von Prof. Compagnoni, der letztes Jahr durch Lehraufträge ersetzt wurde, wie auch der von Prof. Mieth, im Herbst 1981 wieder besetzt. Und wenigstens so viel darf hier verraten werden: Beide werden würdige Nachfolger finden.

Schon lange ist man zur Überzeugung gelangt, dass Pastoraltheologie nicht ein-fach im Erarbeiten von Rezepten für Pre-digt, Unterricht, Sakramentspendung und seelsorglichem Gespräch besteht. Es wäre darum ein verhängnisvoller Irrtum zu meinen, das «Pastoraljahr», das sich in den letzten Jahren in unseren Diözesen ein-gebürgert hat, würde das Studium der Pa-storaltheologie während der eigentlichen theologischen Ausbildung ersetzen. Heute wird keine theologische Disziplin ohne die Herausforderung der Pastoraltheologie mehr auskommen.

In bemerkenswerter Art und Weise hat *Prof. G. Schüepp* das Anliegen der Pasto-raltheologie an unserer Fakultät wahrge-nommen. Es bedeutet für uns einen grossen Verlust, wenn er nach nur 7 Jahren unsere Fakultät wieder verlässt. Schüepps Stärke lag weniger in der Forschungsarbeit – dazu liess ihm die ungemein vielfältige Lehrtä-tigkeit auch kaum Zeit – als im strengen Hinterfragen kirchlicher Praxis und im beharrlichen Eingehen auf die Sorgen und Probleme der Studenten. Es lässt sich auch kaum verrechnen, wieviel die Schweizer Kirche durch seine konsequente Wissen-schaftlichkeit und einfache Menschlichkeit profitiert hat – und hoffentlich weiterhin profitieren wird.

Wenn Prof. Schüepp wieder an die Front der Seelsorge zurückkehrt, ent-spricht das wohl seiner Neigung und sei-nem Temperament. Und doch ist damit nicht alles erklärt und erst recht nicht das Gewissen völlig beruhigt. Hätte die Fakul-tät die Anliegen Schüepps ernster genom-men und hätte sie früher nach geeigneten Strukturen gesucht, um ihn von einem schier unerträglichen Leistungsdruck zu befreien, ist nicht ausgeschlossen, dass un-serer Fakultät dieser ausgezeichnete und ei-genwillige Pastoraltheologe erhalten ge-blieben wäre.

Immerhin haben die überzeugenden Anregungen Schüepps bewirkt, dass sich die Fakultät den Problemen der Pastoral-theologie energischer zu stellen bereit ist. Auf alle Fälle kam sie – wie bereits ange-deutet – zur Einsicht, dass Prof. Schüepp nicht durch einen einzigen Nachfolger er-setzt werden kann.

Schon vor geraumer Zeit konnte man der Presse die Demissionsabsicht von *Prof. H. Stirnimann* entnehmen. Er hätte minde-stens noch 3 Jahre warten sollen, bis er das 65. Lebensjahr erreicht hätte. Einige allzu kurze Hinweise mögen die grossen Ver-dienste von Prof. Stirnimann ein wenig be-leuchten. Als *Fundamentaltheologe* hat er bis zum Konzil und darüber hinaus ganzen Theologengenerationen Wesentliches und Klärendes mitgegeben. Die Gründung des *Ökumenischen Instituts* trägt noch stärker Stirnimanns Handschrift. In einer ganzen Reihe von theologischen Fragen erwies sich Prof. Stirnimann als Mann der ersten Stunde. Das gilt nicht nur für die Grün-dung des genannten Instituts, das gilt auch für die «Hermeneutik», das gilt auch für die mystische Theologie eines Bruder Klaus zum Beispiel, der sich Prof. Stirnimann be-reits seit längerer Zeit mit dem ihm eigenen Flair zugewandt hat. Nicht zu vergessen ist auch das bewundernswerte Geschick, mit dem Prof. Stirnimann als *Rektor der Uni-versität* in schwierigen Jahren die Alma Mater leitete.

Wenn Prof. Stirnimann ausgerechnet nach dem Erscheinen seiner Festschrift und nachdem ihn die Universität Bern zum Eh-rendoktor erkoren hat, zurücktritt, mag das vielleicht überraschen und zu allen möglichen Spekulationen Anlass geben; verargen sollte man ihm diesen Schritt nicht. Dreissigjährige Lehrtätigkeit kann auch zu Abnutzungen führen und die Ein-tönigkeit des Lehrbetriebs kann gerade für einen wachen Geist, der mit grosser Treff-sicherheit modernen theologischen Strö-mungen auf der Spur ist, beengend wirken. Zu Recht dürfen wir auf die kommenden Publikationen von Prof. Stirnimann ge-spannt sein.

Zusammenfassung und Ausblick

Es ist richtig, dass die Theologische Fa-kultät in Freiburg im allgemeinen und die deutschsprachige Abteilung im besonderen in diesen Jahren gewissen Belastungspro-ben ausgesetzt ist. Doch sind diese weniger der hie und da hochgespielten inneren Zer-rissenheit der Fakultät zuzuschreiben als dem Mut und der Dynamik einer Fakultät, deren Mitglieder – Professoren und Stu-denten – bereit sind, sich den veränderten Erfordernissen von Kirche und Welt zu

stellen. Für mich gibt es keinen Zweifel, dass die Fakultät auch die jetzigen Belastungsproben gut bestehen wird.

Hermann-Josef Venetz

Dokumentation

Neutronenbombe – Mittel der Unmenschlichkeit

Der weltweite Gegensatz zwischen «reich» und «arm» wird zunehmend grösser. Zugleich verwenden die «reichen» Ost und West ihre finanziellen Mittel zunehmend für die Aufrüstung. Diese Situation ist für die Christen eine Herausforderung. Wie dazu Stellung genommen werden könnte, dokumentieren wir mit der folgenden Erklärung des Vorsitzenden der österreichischen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden, Weihbischof Alois Wagner.

Redaktion

Die Neutronenbombe ist unmenschlich, weil sie in bisher nie dagewesener Form materialistisch motiviert, die materiellen Güter vorerst nicht beschädigt, sondern einfach den Menschen ausmerzt. Durch diese Erfindung stellt sich der Mensch in die direkte Ablehnung seines Mitmenschen und zeigt durch die Produktion dieser Vernichtungswaffe offen und klar seine gewaltsame Tötungsabsicht. Die Grundsätze der Katholischen Kirche stellen sich gegen alle jene, die diese Neutronenbombe bereits haben oder sie produzieren wollen, sei es in Russland oder in Amerika oder in Europa. Mag man auch mit einer sogenannten «Abschreckung» argumentieren, so darf nicht übersehen werden, dass diese Art der Abschreckung eine Entartung der Friedenssituation darstellt und die Christen am Beispiel Jesu zum Gebot Gottes «Du sollst nicht töten», sei es gelegen oder ungelegen, klar Stellung beziehen müssen.

Folgende Grundsätze sind herauszustellen:

1. Die Neutronenbombe ist eine direkt gegen den Menschen gerichtete und in erster Linie den Menschen zerstörende Gewaltwaffe, die die ganze Unmenschlichkeit und Brutalität einer diesseitigen Ordnungsgesellschaft kennzeichnet.

2. Die Neutronenbombe ist ein Beweis, wie sehr die Unmenschlichkeit inmitten einer Zeit um sich greift, wo Systeme und Ideologien ständig von humanitären Zielsetzungen sprechen, aber immer unmenschlicher werden.

3. Mit dieser Stellungnahme sollen nicht die Regierungen des Ostens oder des Westens politisch verurteilt, sondern es soll eindeutig und klar an die sittliche Verantwortung aller appelliert werden, die in der Welt Macht haben. So hält das römische Dokument der Päpstlichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden fest, dass wir heute nur eine sogenannte «Pseudosicherheit» produzieren, die letztlich zu verurteilen ist, weil sie keine Sicherheit, keinen Frieden und keine menschliche Gesinnung aufbaut:

3.1. Im Namen des Friedens, den sie nicht verbürgt: Geächtet werden müssen «diese entehrenden Waffen»; und «verpönt sein sollte jene entsetzliche Kunst, die darin besteht, immer mehr Bomben herzustellen und vorrätig zu machen, zum Schrecken der Völker ... Beten wir, dass diese mörderische Waffe nicht auch den Frieden tötet, indem sie ihn sucht.» (Papst Paul VI. zum 20. Jahrestag des Bombenabwurfs auf Hiroshima am 8. August 1965.)

3.2. Im Namen der natürlichen Sittenlehre und der Ideale des Evangeliums: Der Rüstungswettlauf ... ist ein Wettlauf des Wahnsinns und muss daher im Namen der Sittenordnung geächtet werden. Und dies hauptsächlich aus zwei Gründen:

a. Wenn der verursachte Schaden in keinem Verhältnis mehr steht zu den Werten, die man zu wahren sucht, ist es besser, Unrecht zu leiden, anstatt sich zu verteidigen. Zumind. wenn es sich um eine Verteidigung mit solchen Mitteln handelt. Denn das Recht und die Pflicht eines aktiven, wenn auch gewaltlosen Widerstandes gegen ungerechte Unterdrückung bleiben im Namen der Rechte und der Würde des Menschen unangetastet.

b. Da die Rüstung wenigstens grundsätzlich nicht mehr die Verteidigung, sondern den Angriff als Ziel hat, verliert sie ihren Seinsgrund, ihre Rechtfertigung und Legitimität.

Und genau das erleben wir derzeit. Der Rüstungswettlauf ist ein Wettlauf der Macht geworden, er ist bereits Mittel geworden, den schwächeren Nationen oder gar den gegnerischen Machtblöcken eine Herrschaft aufzuzwingen. Er steht daher im Dienst eines eindeutigen Imperialismus und Neokolonialismus. Er erlaubt den Grossmächten eine neue Aufteilung der Welt unter sich. (Vgl. Erklärung der römischen Justitia-et-pax-Kommission 1977, 1. Teil.)

Das Zweite Vatikanische Konzil stellte grundsätzlich fest: «Jede Kriegshandlung, die auf die Vernichtung ganzer Städte ... und ihrer Bevölkerung unterschiedslos zielt, ist ein Verbrechen gegen Gott und gegen den Menschen, das fest und entschied-

den zu verwerfen ist.» (Gaudium et spes, vgl. Dokument der Päpstlichen Kommission.)

Die Neutronenbombe ist wie die SS 22, die sich drohend vom Osten gegen Europa richtet, ein eindeutiges Machtmittel. Die Produktion solcher gewalttätiger und vor allem die Menschenwürde entehrender Waffen ist abzulehnen.

Die Erzeugung dieser Art von Angriffswaffen, wie der Neutronenbomben, ist ein falscher Einsatz der Geldmittel, die die Menschen selbst erarbeiten. Dieser Einsatz für militärische Zwecke bedeutet eine Verlangsamung oder eine Verminderung der Entwicklungshilfe für die weniger begünstigten Länder.

Es ist erschütternd, dass der Osten fast keine Entwicklungshilfe leistet und der Westen zu wenig; aber es ist vollständig abzulehnen, dass die menschlichen Leistungserträge zur Produktion Menschenvernichtender Waffen und nicht zum Aufbau der Weltnotstandsgebiete verwendet werden.

Protest an die Mächtigen – Appell an uns!

Im Geiste des Evangeliums, der Botschaft Jesu Christi, das aufruft, die Menschen in ihrer Würde voll und ganz anzuerkennen, zu achten und als Krone der Schöpfung auch zu umsorgen, kann sich niemand auf dieser Welt, der wirklich für das Wohl des Menschen denkt, für die Produktion der Neutronenbombe aussprechen. Letztlich geht dieses Anliegen auch jeden einzelnen Menschen an. Nichts anderes als der Neid, der Geiz, die Habsucht und das Machtgefühl, den Nächsten besitzen und unterjochen zu wollen, ihn auszulündern und beherrschen zu wollen, sind die sündhaften Urkräfte, die den Menschen zu allen Zeiten zu den sinnlosen Situationen angetrieben haben, Kriege zu führen, und einander zu vernichten, sowie Machtmittel wie die SS 22, die Neutronenbombe und das übrige riesige Rüstungsmaterial als Mittel zur Vernichtung des Menschen zu produzieren.

Neue Bücher

Christentum im Wandel von Staat und Gesellschaft

Zwei von insgesamt vierzehn geplanten Bänden der Reihe «*Christentum und Gesellschaft*», herausgegeben von *Henneke Gülzow* und *Hartmut Lehmann* im *W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart*, sind 1980

erschienen. Die begrüßenswerte Absicht des Unternehmens ist eine christliche Sozial- und Politgeschichte oder eine sozialwirtschaftliche und kulturelle Kirchengeschichte. Die Reihe sucht einen Mittelweg zwischen einer einseitig introvertierten Kirchengeschichte und einer von Sozialtheorien überbordenden Geschichtsschreibung.

Hartmut Lehmann, Das Zeitalter des Absolutismus (in der Reihe Band 9), kritisiert die gängige Tendenz, im Westfälischen Frieden eine allzugrosse Zäsur zu sehen zwischen dem konfessionellen und fürstlichen Absolutismus. Die genannte Unterscheidung ist ohnehin fragwürdig. Das konfessionelle Element spielte auch nach 1648 eine wichtige Rolle. Gewiss haben die absolut regierenden Fürsten die Kirchen geschützt, und die Kirchen stützten ihrerseits den Absolutismus. Aber die Politik des Absolutismus wurde nicht erst von der Aufklärung in Frage gestellt, sondern bereits von religiösen Kräften angefochten. In Frankreich standen die katholischen Jansenisten und die reformierten Hugenotten in Opposition zum Herrschaftssystem Ludwigs XIV. Nicht bloss wirtschaftliche und philosophische, auch theologische Argumente wirkten mit an der Entwicklung des Toleranzgedankens.

Der Dreissigjährige Krieg brachte dem Reich Bevölkerungsrückgang und Zunahme der Analphabeten. Die Bücherproduktion ging gegenüber dem 16. Jahrhundert gewaltig zurück und stellte auf das Notwendigste um, den geistlichen Trost. Wir haben in den sich befehrenden Grosskirchen eine kräftige und umfangreiche Erbauungsliteratur, welche die konfessionellen Unterschiede in den Hintergrund drängten. Die Leichenpredigten nahmen auch einen wichtigen Platz ein. Die Bussermahnungen weckten apokalyptische Stimmungen, aber auch eschatologische Hoffnungen. Die Verarmung reizte die Sittenprediger, eine neue Arbeitsmoral einzupflanzen: Tatkräftiger Einsatz lindert die Not, bringt wieder Wohlstand und ist Gott wohlgefällig. Von diesem Ansatz her würdigt Lehmann kritisch die berühmte These von Max Weber, dass der wirtschaftliche Aufschwung in den reformierten Territorien und der beginnende Kapitalismus in der «innerweltlichen Askese» der calvinistischen Ethik ihren Ursprung hätten. Ausschlaggebender dürfte der Umstand sein, dass die Calvinisten oft vertrieben oder nur geduldet oder aber als Arbeitskräfte und Kolonisatoren angelockt wurden, was von ihnen in jedem Fall soziale und wirtschaftliche Bewährung verlangte. Mehr als gewöhnlich angenommen, bezieht hingegen der naturwissenschaftliche Fortschritt seine Motivation aus theologischen Wurzeln.

Die Maschine ist eine Gehilfin für den gefallenen Menschen, so Erhard Weigel an der Universität Jena im Jahr 1672. Die verbreitete eschatologische Grundstimmung förderte die natürlichen Erkenntniskräfte (Newton beschäftigte sich in seinen jüngeren Jahren eingehend mit Eschatologie) und führte zum innerweltlichen Zukunftsoptimismus der Aufklärung.

Martin Greschat, Das Zeitalter der Industriellen Revolution (Band 11), behandelt die Zeit der Industrialisierung in England und auf dem europäischen Kontinent zwischen der Französischen Revolution und dem Ersten Weltkrieg. Es waren Jahrzehnte tiefgreifender Veränderungen, die auch die Kirchen durchdringend trafen. Staaten und Kirchen reagierten ähnlich. Sie versuchten, die aufgebrochenen Kräfte dem bestehenden politischen System gefügig zu machen oder der traditionellen kirchlichen Struktur einzuordnen. Freilich war es für die Kirchen christliche Selbstverständlichkeit, Hand anzulegen, um Not zu lindern, bei den Aussenseitern, den Gestrandeten, den Gefangenen, den Kranken und eben neuerdings bei den Arbeitern – und es wurde viel Gutes getan –, um sie (wieder) in die Gesellschaft einzugliedern, und dabei sollte es bleiben. Die gesellschaftsverändernden politischen Ziele im Sinne des Sozialismus lehnte man ab. Die soziale Frage förderte, speziell im nicht-katholischen Raum, freikirchliche Gruppierungen, die zum Teil fundamentalistisch auf die Zeitnöte antworteten oder die christliche Botschaft in soziale Ethik auflösten. Auch die Orthopraxis des liberalen deutschen Protestantismus war davon beeinflusst.

Im katholischen Raum suchte man, in zahlreichen Vereinigungen die Arbeiter zu sammeln und religiös und gesellschaftlich durch kirchliche Leitung zu kanalisieren. Die Sozialenzyklika «Rerum novarum» Leos XIII. (1891) verpflichtet den Staat zu ausgleichender Sozialpolitik und räumte den Arbeitern das Recht zum Zusammenschluss zu, worin sich zünftische und gewerkschaftliche Elemente mischen sollten. Aber Streik war ausgeschlossen, und der Sozialismus wurde nachdrücklicher verdammt als Kapitalismus und Liberalismus. Die Leitgedanken dieses Papstes zeigten deutlich – bei aller Mobilität im Vergleich etwa zum Syllabus seines Vorgängers – die Grundhaltung der katholischen Kirche (aber auch der Protestantismus war nicht weit davon entfernt), dass das kirchliche Christentum die gewaltigen gesellschaftlichen Umwandlungen nur teilweise, aber nicht grundlegend akzeptierte und die Gesellschaft sich auch künftig von der Kirche zu bestimmen habe. *Albert Gasser*

Berichte

Die Bistümer tragen den missionarischen Auftrag mit

Im Verlaufe der letzten Jahre haben sich in der Folge der Neuordnung des Missionswesens in der Schweiz in allen deutschsprachigen Bistümern Missionskommissionen gebildet. Diese Kommissionen haben es sich zur Aufgabe gemacht, mit zu überlegen, wie jede Diözese mitarbeiten könne, «dass Botschaft und Freiheit Jesu Christi den Menschen aller Kulturen und Religionen begegne» (Erklärung der Schweizer Bischöfe 1977). Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, dass man diesen Auftrag sehr ernst nimmt und nach immer neuen Wegen sucht, um dieses missionarische Bewusstsein zu wecken und zu fördern. Die Diözesen wollen die Verkündigung der Frohen Botschaft nicht mehr allein den Missionsinstituten und Hilfswerken überlassen, sondern aktiv teilnehmen und mittragen. Sie versammeln sich ein- bis zweimal im Jahr, gewöhnlich im Frühjahr und im Spätsommer.

Bistum St. Gallen

Unter dem Vorsitz von Domkustos A. Dörig, dem Vertreter des Diözesanbischofs traf sich die Kommission noch vor den Sommerferien. Die Anwesenden besprachen verschiedene Arbeiten und Aktionen, die durchgeführt worden sind. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man der Auseinandersetzung, die im Zusammenhang mit dem Thema des Fastenopfers entstanden war.

Weiter kamen die Vorbereitung des Sonntages der Weltmission im Oktober und die Durchführung des Medienverbundprojektes «Entwicklung – Verwicklung» zur Sprache.

Die Erfahrungen mit einem missionarischen Weekend im Mai mit P. Walbert Bühlmann OFM Cap ermutigt die Organisatoren, etwas Ähnliches für nächstes Jahr zu planen. Man denkt etwa an entwicklungspolitische Aspekte.

Bistum Basel

Die Basler Missionskommission stellte sich die Frage, welche Botschaft, welches Angebot können wir einer doch so friedlosen und konfliktgeladenen Welt vom christlichen Glauben her machen? Prof. Georg Schelbert, Freiburg, befragte die Evangelien und zeigte Jesu Verhalten in Konflikten und seine Anweisungen. Im

Motto zum Sonntag der Weltmission «Gewinnen, nicht zwingen» kommt in etwa zum Ausdruck, was Jesus tut und wozu auch wir aufgerufen sind. Die wesentlichen Gedanken sind im Grundlagentext, den Missio zum Sonntag der Weltmission im Oktober zur Verfügung stellt, zusammengefasst.

Ein weiterer Beitrag galt dem Erfahrungsaustausch. Die Vertreter des Kantons Thurgau berichteten über ihre Zusammenarbeit. Seit geraumer Zeit besprechen sie ihre Arbeit gemeinsam, planen zusammen und ermutigen sich gegenseitig. Das erspart dem einzelnen viel Arbeit und gibt allen viele Ideen.

Beim Vorstellen der Unterlagen zum Sonntag der Weltmission wurden Erfahrungen und Anregungen ausgetauscht.

Bistum Chur

Domdekan Christian Monn (Ordinariatsvertreter) hatte sich für die diesjährige Sitzung viel vorgenommen. Im kleineren Rahmen wurde die Tagung vorbereitet. Offensichtlich interessierte das Programm, denn man folgte der Einladung in noch nie gekannter Anzahl.

Die Arbeitsgruppe MIB (Missionarische Information und Bildung) stellte verschiedene Typen von missionarischen Gruppen vor. Die Ausführungen zeigten, dass die Motivationen, sich missionarisch zu engagieren, sehr vielfältig sind.

Bischof Eugen Maillat, Landesdirektor der Missio, dankte den Anwesenden für ihren Einsatz im Dienste der weltweiten Evangelisierung. Er bat alle, auch weiterhin mitzuarbeiten, damit immer mehr Menschen die befreiende Botschaft Christi erfahren und selber weitertragen können.

Abschliessend wurde noch ein Vorstand gewählt, der dem Ordinariatsvertreter beim Vorbereiten der Sitzungen und der Planung zur Seite stehen soll.

Bistum Freiburg

Wenn der deutschsprachige Teil des Bistums Freiburg auch nicht sehr gross ist, so tut sich doch einiges. Die Schwerpunkte der Fastenzeit und des Sonntages der Weltmission werden immer wieder mit Treffen vorbereitet und die Thematik bekannt gemacht. Besondere Aufmerksamkeit wird zurzeit dem Erfahrungsaustausch der Missionsgruppen geschenkt. Eine erste Versammlung, die diesem Anliegen diente, hat gezeigt, dass ein Bedürfnis besteht. Es braucht aber noch viele persönliche Kontakte, um Hemmungen abzubauen. Doch der erste Schritt ist getan, und dieser ist ja bekanntlich der wichtigste.

Eugen Wirth

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Presse-Communiqué der 173. ordentlichen Konferenz der Schweizer Bischöfe: Im Gespräch über grundsätzliche Fragen

Die Schweizer Bischofskonferenz, die vom 7.-9. September 1981 im Kloster Mariastein tagte, hat das anlässlich des geplanten Papstbesuches in der Schweiz verfasste und publizierte «Memorandum» des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes gründlich studiert und sich mit den darin aufgeworfenen inhaltlichen Fragen eingehend auseinandergesetzt. Gegenwärtig ist ein Brief in Vorbereitung, mit dem die Bischöfe den Vorstand des Kirchenbundes – unabhängig von einem künftigen Papstbesuch – zu einem engagierten und vertieften Dialog über die im Memorandum angesprochenen Probleme einladen. Dafür werden eine Reihe von ersten Diskusselementen erarbeitet, die zusammen mit dem Memorandum als Gesprächsgrundlage dienen können.

Zur Busspraxis

Neben der Auseinandersetzung mit einer Reihe von pastoralen Problemen, die mit der Verkündigung des Evangeliums in heutiger Zeit zusammenhängen, befasste sich die Bischofskonferenz mit der Busse und deren verschiedenen Formen. Fragen werden in diesem Bereich immer wieder von den Gläubigen gestellt. Insbesondere ging es dabei um die sorgfältige Vorbereitung eines Schreibens, das die Lehre über wichtige Fragen des Buss-Sakramentes und seiner verschiedenen Formen umfasst.

Zur Pastoral der Kirchlichen Berufe

Im Mai dieses Jahres fand in Rom ein internationaler Kongress über geistliche Berufe statt. Aus der Schweiz nahmen Bischof Heinrich Schwery von Sitten und der Leiter der deutschschweizerischen Arbeitsstelle «Information Kirchliche Berufe» in Zürich, Pater Karl Feusi, an der Tagung teil.

Die Bischofskonferenz nahm die Berichterstattung ihres Delegierten entgegen. Im Hinblick auf die Veröffentlichung des offiziellen Schlussdokumentes, das die Ergebnisse des Kongresses zusammenfassen soll, und im Sinne der Ziele der Tagung wurde Bischof Schwery als Ressort-Chef für den Arbeitsbereich «Kirchliche Berufe» innerhalb der Bischofskonferenz beauf-

tragt, mit den drei Verantwortlichen der sprachregionalen Zentren für geistliche Berufe zu Händen der Bischofskonferenz so bald wie möglich ein Projekt für die «Pastoral der kirchlichen Berufe» vorzubereiten.

Zur Aktion «Solidarische Kirche Schweiz»

Zusammen mit der Römisch-katholischen Zentralkonferenz (RKZ) und dem Fastenopfer der Schweizer Katholiken hat die Bischofskonferenz eine Dokumentation zum Thema «Solidarische Kirche Schweiz. Finanzinformationen 1981» erarbeitet. Gemeinsam wollen die drei Gremien an Kantonalen Kirchen, Kirchengemeinden und Pfarreien gelangen, um über die gegenwärtige Finanzierung der kirchlichen Aufgaben in der Schweiz zu informieren und sich für ein verstärktes finanzielles Mittragen einzusetzen. Ziel der Aktion ist, das Fastenopfer mehr und mehr von Ausgaben im Inland zu entlasten und die solidarische Grundhaltung der Pfarreien dahin zu fördern, dass sie sich vermehrt für überregionale und gesamtschweizerische Aufgaben, die zunehmend an Bedeutung gewinnen, engagieren.

Ernennung

Als neues Mitglied der Ökumene-Kommission der Schweizer Bischofskonferenz wurde Professor Josef Trütsch, Chur, ernannt.

Zu den Glasgemälden von Mariastein

Dass die Herbstsitzung 1981 der Schweizer Bischofskonferenz im Kloster Mariastein stattfand, hat einen besonderen Grund: Abt Mauritius Fürst und sein gastfreundlicher Konvent wollten sich mit der Einladung an die Bischöfe dafür erkenntlich zeigen, dass sich diese bei den Behörden und beim Museum Blumenstein in Solothurn für die Rückgabe von achtzehn kostbaren Glasgemälden, darunter vor allem die sogenannten Wappenscheiben von Mariastein, verwendet hatten. Im Rahmen einer kurzen Führung durch den bereits renovierten Teil der Klostergebäude besichtigten die Bischöfe die von Wolfgang Spengler zwischen 1659 und 1669 geschaffenen Glasbilder, die nun nach fast 150 Jahren endlich wieder ihren angestammten Platz gefunden haben.

Bistum Basel

Im Herrn verschieden

Litschi Josef, Aushilfsseelsorger, Günsberg

Josef Litschi wurde am 11. Dezember 1911 in Kriens geboren und am 6. Juli 1941

Schweizer Heilige

In unserer neuen Reihe auf der Frontseite «Schweizer Heilige» stellen wir jene Heiligen und Seligen vor, die in der Schweiz wirkten oder auf schweizerische Gebiete besonderen Einfluss ausübten, namentlich auch durch eine aussergewöhnliche Verehrung, wobei wir uns dann in diesen Fällen nicht auf die kirchenamtlich anerkannten Heiligen und Seligen beschränken. Die liturgische Verehrung hat durch die Kalenderreform im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils insofern eine grundsätzliche Aufwertung erfahren, als es nun neben dem Römischen Kalender auch die Eigenkalender der Teilkirchen und Ordensgemeinschaften gibt. Für die deutschsprachige Schweiz findet sich der Eigenkalender in der Beilage zum Messbuch «Diözesanproprien der deutschsprachigen Schweiz».

Das Bild auf der Frontseite ergänzen wir wie gewohnt mit einem kurzen Text auf der Impressumseite, der hagiographische

und ikonographische Angaben bietet. Dabei bemühen wir uns um zuverlässige Information, ohne allerdings den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben zu wollen.

Die Reihe wird eröffnet mit Mauritius und Gefährten, deren Fest am nächsten Dienstag begangen wird. Der Primicerius der Thebäischen Legion wurde nach einem Bericht von Bischof Eucherius von Lyon (5. Jahrhundert) mit seinen Gefährten zu Agaunum (St-Maurice) in den Verfolgungen des Maximianus Herculis niedergemetzelt. Bischof Theodor von Octodurus (Martigny) erbaute um 380 die erste Basilika, 515 stiftete Sigismund, der nachmalige König von Burgund, die Abtei. Das Bild auf der Frontseite von der Stirnseite des Sigismund-Schreines (12. Jahrhundert) zeigt Mauritius hoch zu Ross mit spitzem Herzog-Hut, bildloser Fahnenlanze und Kreuzschild. Die Märtyrer der Thebäischen Legion sind die Patrone des Wallis und von Appenzell-Innerrhoden.

zum Priester der Diözese Chur geweiht. Stationen seines Wirkens waren: Zürich, Vikar in der Pfarrei Heiligkreuz 1941–1946; Goldau, Kaplan von 1946–1958; Olten, Vikar in der Pfarrei St. Martin von 1958–1970 (Inkardinierung in das Bistum Basel 1968). Von Mariastein (1970–1972) und Günsberg (seit 1972) aus übernahm er Aushilfsstellen als Pfarrverweser. Er starb am 7. September 1981 in Olten und wurde am 11. September 1981 in Günsberg beerdigt.

Bistum Chur

Kirchensegnung und Altarweihe

Am 9. August 1981 hat Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach die renovierte Pfarrkirche von Unteriberg (SZ) neu eingesegnet und den Zelebrationsaltar zu Ehren des heiligen Josef konsekriert sowie in ihn die Reliquien des heiligen Fidelis von Sigmaringen und des heiligen Felix eingeschlossen.

Kirch- und Altarweihe

Am 30. August 1981 hat Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach die neubaute Kirche von Sulz-Wiesendangen (ZH) und den Altar zu Ehren des heiligen Erzmartyrers Stephanus konsekriert und in ihn

die Reliquien des heiligen Fidelis von Sigmaringen sowie des heiligen Felix eingeschlossen.

Priesterweihe

Am 29. August 1981 weihte Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach in der Pfarrkirche St. Anton in Zürich den Diakon Fr. Gottfried Egger OFM von Zürich/Eggersriet zum Priester.

Priesterweihe

Am 30. August 1981 weihte Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach in der Pfarrkirche Guthirt in Zürich den Diakon Hannes Rathgeb von Rüti (ZH) zum Priester.

Kapellensegnung

Am 13. September 1981 benedizierte der bischöfliche Kommissar Johann Gisler, Pfarrer von Bürglen (UR), im Auftrag von Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach die Kapelle auf Galtenebnet (Gemeinde Bürglen [UR]) auf den Titel «Maria Heim-suchung».

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte am 10. September 1981

– Johann Albert, bisher Pfarrer in Schübelbach, zum Pfarrer von Illgau;

– Alexi Manetsch, bisher Vikar in der Pfarrei Heiligkreuz, Chur, zum Pfarrer von Rabius und Surrhein;

– Sep Fidel Sievi, bisher Pfarrer in Vals, zum Pfarrer von Disentis;

– Karl-Jan Hrdina-Formann, bisher Pastoralassistent in Effretikon, zum Pastoralassistenten in der Pfarrei St. Josef, Zürich;

– Helen Gawrysz zur Pastoralassistentin im Pastoraljahr für die Pfarrei Dietlikon.

Adressänderungen

– Hürlimann Josef, Vikar, bisher Flurstrasse 3, Egg (ZH), jetzt: «Haus zur Farbe», Langholzstrasse, 8618 Oetwil am See, Telefon 01-929 26 69;

– P. A. Dudli, bisher Dorfstrasse 67, Zürich, jetzt: Riedgrabenweg 57, 8050 Zürich, Telefon 01-312 02 52.

Im Herrn verschieden

Fridolin Tschugmell, Pfarresignat, Triesen

Fridolin Tschugmell wurde am 5. September 1896 in Triesen geboren und am 20. Juli 1924 zum Priester geweiht. Er betreute die Pfarrei Mauren von 1924–1925 als Verweser, dann von 1925–1937 als Pfarrer. Nach 1937 war er in der Geschichtsforschung tätig und als Primissar auf Schloss Vaduz. Er starb am 9. September 1981 und wurde am 12. September 1981 in Triesen beerdigt.

Priesterexerziten vom 9.–13. November 1981

Vom 9.–13. November 1981 finden im Johannesstift in Zizers (GR) Priesterexerziten statt. Sie stehen unter der Leitung von Dr. P. Vinzenz Stebler OSB vom Benediktinerkloster Mariastein (SO). Priester, die dieses Exerziten-Angebot wahrnehmen möchten, wollen sich bitte baldmöglichst bei nachstehender Adresse anmelden: Direktion Johannesstift, 7205 Zizers (GR), Telefon 081-51 14 04.

Mit bester Empfehlung
Bischöfliche Kanzlei Chur

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Ernennung

P. Max Zürny SJ ist zum Pfarrer von St. Bonifaz in Genf ernannt.

Firmungen

Alle Pfarreien und Institutionen, die im Jahre 1982 die hl. Firmung wünschen, müssen dies bis spätestens 1. November

1981 schriftlich der bischöflichen Kanzlei melden. Bitte letzte Firmung und Firmenspender der letzten Feier angeben!

Wir erinnern daran, dass es nicht gestattet ist, selbst Vereinbarungen mit Firmenspendern zu machen. Alle Feiern sind direkt bei der bischöflichen Kanzlei, die mit den Herren Bischöfen und dem Bischofsrat für die Planung zuständig ist, anzumelden.

Verstorbene

P. Theodor Rutishauser OSB, Engelberg

Auf einer Ferienreise in Portugal, die er in Begleitung einiger Schüler unternahm, starb am 23. Juli P. Theodor Rutishauser, Mönch von Engelberg. Er wurde am 31. Juli in der Klostergruft von Engelberg beigesetzt, drei Tage nach seinem erfüllten 70. Lebensjahr.

Geboren am 28. Juli 1911 in St. Gallen (Krontal) absolvierte er die Primarklassen in seiner Heimatstadt, durchlief das Gymnasium in Engelberg, wo er auch nach der Matura 1932 ins Kloster eintrat. Philosophie- und Theologiestudium an den Hausfakultäten von Engelberg und Einsiedeln bereiteten ihn auf die Priesterweihe vor, die er am 15. Mai 1938 erhielt. Nach einer Periode der Vorbereitung als Zeichenlehrer am Technikum in Freiburg kehrte er wieder ins Kloster zurück, wo er seine langjährige Tätigkeit als Lehrer am Gymnasium und an der Sekundarschule aufnahm.

P. Theodor war der geborene Praktiker, der auf den verschiedensten Gebieten rasche und konkrete Lösungen anstrebte. Schon während seiner Studienzeit war seine Begabung als Musiker in Orchester und Blechmusik zutage getreten. Als Leiter des Studentenorchesters und als Violinist leistete er eine immense Arbeit. Während Jahrzehnten malte er die Bühnenbilder für das Schultheater und sorgte für die Kostüme. Er entwarf Baupläne für den Ausbau der Schwandkapelle, er schuf die Glasmalereien für die Pfarrkirche in Trimbach und die Studentenkappelle in Engelberg. Bekannt wurden vor allem seine vielen Holz- und Linolschnitte, die ihm auch den Eingang in grosse Ausstellungen im Ausland verschafften. Und, obwohl in den letzten Jahren seine Arbeitskraft geschwächt war, machte er sich mit einer unvorstellbaren Geduld an die Restauration alter topographischer Reliefs, und diese Tätigkeit fand bei den kompetentesten Fachleuten hohe Anerkennung.

Andauernde Schwierigkeiten mit seiner Stimme, gesundheitliche Störungen und schliesslich die Ermüdungserscheinungen infolge Zuckerkrankheit hinderten ihn in steigendem Masse an der Teilnahme am Chorgebet. Dafür setzte er sich mit Eifer in der Seelsorge im Bürgerheim ein, wo ihn weder Kälte noch Schneestürme von der Abhaltung der Gottesdienste zurückhalten konnten. Hilfsbereitschaft und gütiges Verständnis für die Bedürfnisse anderer bildeten überhaupt die wesentlichen Motive seiner Tätigkeit. Sie werden ihm auch Eingang zu jener Erfüllung werden, die Gottes Güte jedem Menschen guten Willens bereit hält. Wir aber danken ihm für das, was er andern geschenkt hat.

Georg Dufner

Neue Bücher

Benediktinisches Leben

Corona Bamberg, Unter der Führung des Evangeliums. Dem Gedächtnis Sankt Benedikt 480–1980, Echter Verlag, Würzburg 1980, 190 Seiten.

Der vorliegende Band, den die bekannte geistliche Autorin und Benediktinerin von Herstelle dem Gedächtnis St. Benedikts widmet, ist keine Festschrift im Sinne des Lobens und Ruhmens. Die Autorin sammelt wissenschaftliche Arbeiten und Vorträge, deren Themen die monastische und benediktinische Spiritualität behandeln. So untersucht sie in einem ersten Abschnitt die Spiritualität des altchristlichen Mönchtums und stellt drei gültig bleibende menschliche Grundsituationen (otium, afflictio und mysterium) in diesen Zusammenhang. So kann sie nachweisen, wie frühchristliche Spiritualität der Mutterboden des alten Mönchtums ist (Vorlesungen auf den Salzburger Hochschulwochen 1977).

Der zweite Teil «Zur Eigenart und Aktualität des benediktinischen Lebens» ist eigens zum Benediktusjubiläum verfasst. Er stellt eine Frage, die wohl in jedem Jahrhundert von benediktinischen Mönchen und Nonnen überlegt wurde. Die Antwort wird bei Einmütigkeit im Grundsätzlichen zu jeder Zeit andere Akzente setzen. Man darf das, was Corona Bamberg hier über benediktinisches Leben in der Gegenwart schreibt, als etwas vom Aufschlussreichsten ansehen, was im benediktinischen Jubiläumsjahr geschrieben wurde. Die Autorin gibt darin nicht einfach abgesicherte Antworten. Sie stellt Fragen, die Mönche und Nonnen von heute überlegen müssen – Denkanstösse für Insider.

In einer weiteren Arbeit «Benediktinertum im Spiegel grosser Frauengestalten» (Ottobauer Studienwoche 1979) geht die Nonne von Herstelle über zum Exemplarischen. Fünf Nonnen benediktinischer Geschichte treten aus der Abgeschlossenheit der Nonnenklausur an die Öffentlichkeit. Sie vertreten einen Zeitraum von 1300 Jahren benediktinischen Lebens und benediktinischer Gottsuche.

Leo Ettlin

Die Benediktusregel

Basilius Steidle, Die Benediktusregel. Lateinisch-Deutsch, Beuronener Kunstverlag, 3. Auflage, Beuron 1980, 211 Seiten; ders., Die Regel des heiligen Benedikt, Beuronener Kunstverlag, 12. Auflage, Beuron 1980, 148 Seiten.

Pater Basilius Steidle gab auf das Jubiläumsjahr des heiligen Benedikt seine bekannte wissenschaftlich fundierte Regelausgabe «Die Benediktinerregel lateinisch und deutsch» in dritter Auflage heraus. Dabei handelt es sich nicht einfach um einen Neudruck. Im Einführungskapitel referiert der Beuronener Mönch über den neuesten Stand der Regelforschung – knapp, fundiert und allgemeinverständlich. Im Regeltex selbst tritt gegenüber den früheren Editionen eine Neuerung ein. Grundlage der Textwiedergabe ist nicht mehr ausschliesslich Codex 914 der St. Galler Stiftsbibliothek, sondern auch der bisher weniger bekannte und vernachlässigte Codex von Oxford (Bodleian Library, Hatton 48). Der wissenschaftliche Apparat ist, wie bei den vorangehenden Auflagen, übersichtlich und präzise erarbei-

tet. Die Übersetzung ins Deutsche sucht auch das moderne Sprachempfinden zu berücksichtigen. Die Ausführungen von Pater Basilius Steidle im Vorwort zu dieser schönen Edition sprechen einen Wunsch des Benediktusjahres aus. «Die Regelforschung ist heute bohrender, kritischer und vorurteilsloser als früher. Die Grösse und Bedeutung Benedikts und seiner Regel sind durch die neueren Diskussionen nicht verkleinert, wohl aber klarer geworden. Möge der Blüte der gelehrten Regelforschung eine neue Blüte monastischer Praxis folgen.»

Die Regel des heiligen Benedikt, übersetzt von Pater Basilius Steidle, erscheint auch in ihrer bloss deutschen Ausgabe neu. Sie entspricht – ohne wissenschaftlichen Apparat, aber mit einem guten Register – der oben behandelten deutsch-lateinischen Ausgabe. Der Codex Oxfordensis ist auch in dieser Regelübersetzung berücksichtigt.

Leo Ettlin

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Josef Bommer, Professor, Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern

Dr. P. Georg Dufner OSB, Kloster, 6390 Engelberg

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen

Dr. Constantin Gyr, Arbeitsstelle für Bildungsfragen, Postfach 1086, 6002 Luzern

Dr. Albert Gasser, Professor an der Theologischen Hochschule, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

Dr. Hermann-Josef Venetz, Professor, Salesianum, 1700 Freiburg

Eugen Wirth, Beauftragter für Information und Bildung, Missio, Postfach 64, 1700 Freiburg 2

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 60.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 72.—; übrige Länder: Fr. 72.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.70 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



**Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn**

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Kirchenbänke

12 gut erhaltene, 2,30 m lange Knie- und Sitzbänke werden für Kirche oder Kapelle gratis abgegeben.

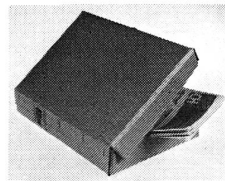
Auskunft erteilt:
Telefon 064 - 66 13 35, Kirchenverwaltung, 5256 Zeihen/AG

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette. Stückpreis Fr. 4.- (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Die katholische Kirchgemeinde Entlebuch bietet einem

Pfarr-Resignaten

einen Kaplanen-Posten in Romoos an mit geringen Verpflichtungen; ein eigenes Haus steht zur Verfügung; angemessene Entschädigung wird zugesichert.

Nähere Auskunft erteilt das Pfarramt Entlebuch
(Tel. 041 - 72 12 68)

Bewerbungen sind zu richten an den Präsidenten des Kirchenrates, Niklaus Felder, Höhe, 6162 Renggen-Entlebuch.

Bekleidete

Krippenfiguren

Handmodelliert für Kirche und Privat.

Helen Bosshard-Jehle
Kirchenkrippen
Langenhagweg 7, 4153 Reinach
Telefon 061 - 76 58 25

Thomas Merton

Vom Sinn der Kontemplation
Karton, 64 Seiten, Fr. 12.80

Betrachtungen seines Mönchdaseins und seiner Wüstenreisen.

Zu beziehen durch: Buchhandlungen
Raeber AG, Frankenstrasse 9
6002 Luzern, Tel. 041 - 23 53 63



**KEEL & CO. AG
Weine**

9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15
Verlangen Sie unverbindlich eine kleine Gratisprobe!



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38

63000
 00247023
 PFAMMATTER JOSEF DR.
 PRIESTERSEM. ST. L
 7000 CHUR
 A. Z. 6002 LUZERN

38/17. 9. 81

**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Pullover ohne Ärmel
mit V-Ausschnitt oder mit rundem Halsloch 3 cm hoch, Farben grau, marengo und schwarz
ab **Fr. 48.80 - 65.-**

Pullover mit langen Ärmeln
Rundausschnitt mit 3 cm hohem Stehkragen, Farben grau, marengo und schwarz
Je nach Grösse ab **Fr. 98.-**

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-23 37 88



Ein Aufenthalt in LONDON?

Vergessen Sie bitte nicht, dass die KATHOLISCHE SCHWEIZERMISSION in LONDON allen Landsleuten, seien sie nun für längere oder kürzere Zeit in England, bereitwillig Rat und Hilfe anbietet. Sie ist in der Nähe des Parlamentsgebäudes (ca. 5-7 Minuten zu Fuss).

Eine schmutzige Kapelle lädt zum Gottesdienst ein:
sonntags um 11.30 und 18.50 Uhr, samstags um 18.00 Uhr, werktags um 13.00 Uhr.

SWISS CATHOLIC MISSION
48, Great Peter Street Tel. 01-222 2895
London SW1P 2 HA Paul Bossard, Kaplan